Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 37 Leipzig, den 13. September 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Aphorismen — Henry Drummonds neuestes Werk — Professorenpredigten (Schluß) — Schweizer Bilder in deutscher Beleuchtung: 1. Allgemeines über Schweiz, Westschweiz und Predigergesellschaft; 2. Die Verhandlungen in Neuchatel; Vortrag über den Krieg — Die letzte Encyklika des Papstes und die griechische Kirche — Lourdes von Emile Zola: 2. Zolas Roman — Verschiedenes: Noch einmal die Volksrundschau; Das Land über den Evangelisch=sozialen Kongreß; Zur Verteidigung des Paulus — Quittung — Anzeigen

Aphorismen

1. Der himmlische Vater, dem alle Dinge möglich sind, der uns seinen Sohn zum Bruder gegeben, um durch ihn die Welt mit sich selber zu versöhnen, hätte er nicht unmittelbar und urplötzlich aller Herzen zu sich bekehren können, wie so viele die urplötzliche Verwandlung aller Verhältnisse und Seelen durch ein großes Wunder erwarten und bewirken würden, läge es in ihrer Macht? Nein, seinem Sohne will er die Freude bereiten, ein Bruderreich zu stiften, nachdem er ihn durch Gericht nach dem Fleisch und Rechtfertigung nach dem Geist eingeweiht hat in die Bedingnisse derer, die zu einem Bruderreiche berufen sind.

2. So hat auch der nun herrschende himmlische Bruder nicht unmittelbar, sondern durch seine Diener der Welt die Versöhnung verkündigen lassen und läßt sie verkündigen, auf daß durch Geben und Empfangen aus der Dankbarkeit ein brüderlicher Geist sich entwickle und das Reich Gottes die Vermittlung werde zu einem höhern Familiensinn, der, inmitten des unschlachten Geschlechts, das im wütenden Kampf ums Dasein in steten Krieg aufgeht, das beste Zeugnis des göttlichen Wirkens abzugeben vermag. „Sehet, wie sie sich lieb haben," sprechen die Heiden mit Verwunderung im Anblick der ersten Gläubigen.

3. Das unmittelbare Eintreten des Herrn bei der Bekehrung des Saulus und in manchen andern Fällen ist kostbar dadurch, daß es beweist, daß sein Nichteintreten ein freies ist. Sein Verborgenbleiben, sein Zögern ist gewiß aus derselben Liebe abzuleiten, aus der die brüderliche Gemeinschaft als Endziel aller Offenbarung Gottes in Christo in der Welt ist. Die Gotteskinder sollen so Brüder werden, daß schließlich das Maß der Gottesliebe in der Bruderliebe gegeben sei. 1. Joh. 4, 20 u. 21.

4. Soll die höchste Gabe, wie sie 1. Kor. 13 geschildert ist, zur Verklärung kommen, so ist klar, warum schließlich einer dem andern sich unbedingt verpflichtet fühlen soll, warum für den Menschen die Menschenvermittlung gottgeordnet ist, warum einer dem andern zu Dienst gestellt ist, sei es mit seinem Bedürfnis, sei es mit seiner Gabe. 1. Kor. 9, 19—23. Am großen Entscheidungstag richtet sich der Gottes= und Menschensohn nicht nach dem, was man in seinem Namen gethan, sondern nach dem, was man dem geringsten seiner Brüder in den Bedürfnissen des natürlichen Lebens, auch ohne ihn zu kennen, erwiesen hat. Matth. 7, 21—23.

5. Wie lassen sich mit solchen Grundwahrheiten gewisse Richtungen, die sich zur Herrschaft drängen, vereinigen, solche nämlich, die ein stetes, unmittelbares, womöglich recht augenfälliges Hervortreten des Wirkens des Herrn durchs Gebet geradezu erzwingen wollen, wodurch man, gleichsam von den Menschen in gänzliche Unabhängigkeit versetzt, auch nicht mehr den geringsten Dank für Teilnahme und Dienstleistung schuldet? Wenn z. B. der bekannte Georg Müller in Bristol, der nun Nachahmer gefunden hat, in seinem jedem Herzen sich empfehlendem Werke der Barmherzigkeit nur von Gott für seine verlassene Schar unmittelbar Aushilfe begehrt und es laut verkündigt, so erweist sich jeder Geber als einen Geber an Gott. Wo bleibt da das gottbezweckte, wohlthuende Bitten und Danken, das Erkenntlichkeitsgefühl, das der schöne Anfang ist des Brüderlichen unter den Menschenkindern? Hat nicht das Wirken des seligen Gustav Werner etwas Menschlicheres, d. h. wahrhaft Göttlicheres?

6. Dahin rechnen wir auch das Verbot, die Hilfe der Aerzte in Anspruch zu nehmen bei Krankheitsfällen. Auch die Wissenschaft, so mangelhaft sie sein mag, soll dazu dienen, die Menschen in der Gemeinschaft gegenseitiger Bereitwilligkeit im Nehmen und Geben zu entwickeln. Wer die Gefahren kennt, die für den gläubigen Menschen in der Wundersucht liegen, wer sich selbst kennt und erwägt, daß gerade die außerordentlichsten Wunderthaten im Namen des Herrn durch die ausgeführt werden, die der Herr gar nicht kennt Matth. 7, 21—23, so wird bei solcher Gefahr das einfachste, bescheidenste Mittel jedem außerordentlichen vorzuziehen sein. Dabei empfiehlt man die Familie, den Arzt, die Pflegerinnen der Leitung dessen, der Leben und Tod segnet, und ist dankbar für jeden geringen Dienst, was seinerseits wieder Segen ist für die Teilnehmenden und Dienstleistenden.

7. Dies führt uns zu der bedauerlichen Ansicht, die für so viele Kranke die schwerste Bürde wird, daß nämlich Krankheit mit der Sünde zusammengeworfen wird, als ob zu jeder Krankheit eine besondere bewußte oder unbewußte individuelle Sünde die Veranlassung wäre. Der Herr giebt uns ein andres Urteil bei dem Blindgebornen Joh. 9, 3. Es ist ja eitel Gnade Gottes gewesen, daß, sobald die Sünde eintrat in die Welt, Leiden und Sterben göttlich mitgeordnet wurden: ist doch der größte Segen für die sündige Menschheit die Offenbarung der Gebrechen und der Vergänglichkeit des Reichs des Fleisches, unter dessen Macht der Ungehorsam das Gotteskind in Adam gebracht hat. So wäre der Kranke eher zu beglückwünschen.

8. Zwar mag ein jeder Leidende die Gesundheit erbitten aus Liebe zu seinem Herrn, dem er dienen möchte mit allen seinen Kräften und aus Rücksicht für die, deren Zeit und Hilfe er für sich in Anspruch nimmt und die sonst andern Leidenden beispringen könnten. Ist aber die Unwissenheit der Heilkunst oder besser Gottes Wille für das fortgesetzte Leiden, so dient das duldende Glied des Leibes Christi seinem Herrn durch seine Hingebung und kindlichen Gehorsam mehr zur Erbauung vieler, als der großartigste Wunderthäter. Offenbart sich nicht auch die herrliche Gottesgnade in dem Sieg des unbedingten Vertrauens, das auf einem langen Krankenlager sich entfaltet und bezeugt? Wäre Krankheit Sünde, so wäre es doch ebenso gut die Armut, die doch große Verheißungen hat.

9. Auch kann eine Wunderthat, eine scheinbar unmittelbare Einwirkung des Herrn stattfinden, ohne wirkliche innere Er=

neuerung im Geist. Was wissen wir von allen denen, die der Herr selbst geheilt hat? Nur der eine Samariter kehrt von zehn zu den Füßen des Herrn dankbar zurück, nur der Blindgeborne wird sein Jünger. Gesundheit ist eine irdische Gabe. Man kann mannigfach begabt sein irdisch und geistlich, ohne die wahre Gabe 1. Kor. 13, 13 zu kennen, die da bleibet ewiglich. Man beherzige die drei ersten Verse dieses Kapitels, auch den Glauben, der sogar Berge versetzt, und in Demut wird man vor allem nach der Gnade sich umschauen, die auch die Schwachheit des Leibes und der Seele preiswürdig macht 2. Kor. 12, 9.

W Bz

Henry Drummonds neuestes Werk

Als ich voriges Jahr in dieser Zeitung Drummonds „Naturgesetz in der Geisteswelt“ zu besprechen hatte,*) konnte ich bereits darauf hinweisen, daß der Verfasser selbst die dort niedergelegten Gedanken nicht mehr durchaus verträte. Nach welcher Richtung hin er seine Meinung geändert hat, erhellt jetzt aus den soeben erschienenen Lowell Lectures on the Ascent of Man (Der Aufstieg des Menschen — London, Hodder & Stoughton, 1894. 444 S. 7 s. 6 d).

Indes, obwohl auch dieser Titel offenbar im Gegensatz zu Darwins The Descent of Man (Die Abstammung des Menschen) gewählt ist, so reproduzirt das Buch doch in seiner ersten Hälfte zunächst nur die Aufstellungen Darwins und seiner Schüler über Entstehung und Entwicklung des Menschen. Immerhin geschieht das, wie bei Drummond von vornherein zu erwarten, in einer so glänzenden, poetischen Sprache, daß auch der, dem diese Kapitel nichts Neues bieten, sie mit wahrem Genuß lesen wird. Vor allem aber kann der Verfasser jener weit verbreiteten Traktate: Das Beste in der Welt, Das Programm des Christentums u. s. w. auch in solchen Kreisen auf Gehör rechnen, die sich sonst jenen naturwissenschaftlichen Entdeckungen gegenüber mindestens ablehnend verhalten. In England zwar und in Nordamerika wird die Entwicklungslehre von den meisten gebildeten Christen bereits als wahrscheinlich anerkannt; in Deutschland ist das durch die materialistische Form, in der sie zumeist vertreten wurde und vielfach noch jetzt vertreten wird, bisher unmöglich gemacht worden. Vielleicht ist Drummond und sein neuestes Buch berufen, auch hier Wandel zu schaffen.

Treffend weist er gleich zu Anfang auf die Verbreitung der Entwicklungslehre hin:

> Wenn so verschiedne Geister, wie Charles Darwin und T. H. Green, Herbert Spencer und Robert Browning die Hälfte ihrer Lebensarbeit auf dieses Gesetz gründen, dann ist es, namentlich bei dem augenblicklichen Mangel irgend eines andern auch nur konkurrirenden Prinzips, unmöglich, es als einen grundlosen Traum zu bezeichnen. . . . Es ist eine Methode der Naturbetrachtung. Die Wissenschaft widmete sich seit Jahrhunderten der Katalogisirung von Thatsachen und der Entdeckung von Gesetzen. Jeder Arbeiter mühte sich in seinem engen Raum: der Geologe in seinem Steinbruche, der Biolog in seinem Laboratorium, der Astronom auf seiner Sternwarte, der Geschichtsschreiber in seiner Bibliothek, der Archäolog in seinem Museum. Plötzlich schauten die Arbeiter auf; sie sprachen mit einander; sie hatten ein Gesetz entdeckt; sie flüsterten sich seinen Namen zu. Der Name war: Entwicklung. Von da an war ihre Arbeit eine, die Wissenschaft eine, die Welt eine und der Geist, der die Einheit entdeckte, war einer. (S. 10 f.)

Nachdem so im allgemeinen der Boden bereitet ist, bespricht Drummond im ersten Kapitel die Beweise für die Abstammung des Menschen von niedern Formen, die die Embryologie liefert. Der noch ungeborne Mensch ähnelt nach einander einem Fisch, einem Amphibium, einem Reptil, einem Säugetier. Im nächsten Kapitel wird noch besonders hervorgehoben, daß der menschliche Fötus die Kiemspalten des Fisches zeige und oft im sechsten Monat bis auf die Sohlen und Handflächen dicht behaart sei. Das führt unmittelbar auf eine Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe, deren Behauptung die Deszendenztheorie so vielen verleidet und lächerlich gemacht hat. Drummond verwahrt sich dagegen zu Anfang seines zweiten Kapitels über „das im Körper gelassene Gerüst“ (the scaffolding left in the body) — ein Ausdruck, der sofort deutlich werden wird.

*) Vgl. Jahrgang 1893 Nr. 29; auch Nr. 27 und 28.

> In dem Sarkasmus: der Mensch ist ein umgestalteter Affe, liegt gerade so viel Wahrheit, um die Frage für ein unwissenschaftliches Denken im voraus zu entscheiden. Aber die Aussage kommt der Wahrheit selbst nicht näher, als wenn einer sagen wollte, eine Kanone sei die erwachsne Form der Pistole. Die Verbindung zwischen Mensch und Affe besteht, wenn überhaupt, einfach darin, daß das am meisten menschenähnliche Wesen in der Schöpfung der Affe ist, und daß der Mensch in seinem Aufstieg wahrscheinlich eine Stufe durchgemacht hat, wo er dem Affen mehr als irgend einem andern bekannten Tiere ähnelte. Abgesehen von diesem Zufall schuldet die Entwicklung dem Affen nicht mehr als irgend einer andern Kreatur. Mensch und Affe sind gleicherweise zwei der letzten Punkte einer unendlichen Reihe, deren Glieder alle einen Anteil an der Herstellung des genealogischen Stammbaumes hatten. Den Affen auszusondern und die hypothetische Verwandtschaft mit ihm für rhetorische Zwecke zu gebrauchen, ist also mindestens unwissenschaftlich. Es ist sicher Thatsache, daß der Mensch von keinem jetzt lebenden Affen stammt. Die menschenähnlichen Affen zweigten in einer weit zurückliegenden Periode seitlich von den nächsten menschlichen Vorfahren ab. Das Ansinnen, Verbindungsglieder zwischen dem Menschen und den jetzt lebenden, menschenähnlichen Affen aufzuzeigen, ist kaum ernst zu nehmen. Sollte jemand die ersten Grundsätze der Entwicklungslehre so sehr verletzen, um es zu stellen, so ist nur zu sagen, daß es nicht befriedigt werden kann. (S. 99 f.)

Dann müssen wir freilich wohl auch den Beweis für eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe auf sich beruhen lassen, den Drummond nach Robinson aus der Kraft und Ausdauer führt, mit der sich neugeborne Kinder minutenlang an einem ihnen dargereichten Finger oder Stock festhalten und frei schweben lassen. Denn solche Reflexbewegungen erklären sich viel einfacher aus der noch unvollkommnen Entwicklung des Gehirns, als aus einem frühern Leben in den Zweigen. Wendet sich doch auch unser Gewährsmann alsbald vielmehr dem stofflichen „Gerüst“ im menschlichen Körper zu, d. h. den sogenannten rudimentären Organen, die, jetzt wertlos, ja gefährlich, sich nur erklären, wenn sie früher einmal Zweck und Bedeutung gehabt haben: zahlreiche Muskeln, Knochen u. s. w., im ganzen gegen siebzig.

> Der physische Leib des Menschen ist ein Altertümerladen, ein Museum für veraltete Gerippe, abgedankte Werkzeuge, überholte und verkümmerte Organe. (S. 106)

Das dritte Kapitel behandelt den Stillstand des Körpers (the arrest of the body). Warum entwickelt er sich nicht weiter? Drummond antwortet zunächst: weil er vollkommen ist; korrigirt sich aber sofort mit Recht und führt in der zutreffendsten Weise aus, wie durch die Entdeckung von Werkzeugen die Weiterentwicklung der Organe überflüssig gemacht wurde. Ja, sie verkümmern zum Teil und müssen künstlich erhalten werden; und doch macht sich der Mensch nichts daraus.

> Es macht ihm nichts, an Behendigkeit vom Wild überholt zu werden: hat er nicht seine Kugel? Oder an Stärke vom Pferde: hat er nicht Gebiß und Zaum? Oder an Scharfsichtigkeit vom Adler: sein Feldstecher sieht weiter als er. Wie leicht sprechen wir vom Körper wie von einem Ding außer uns, einem unpersönlichen Es. Und wie natürlich thun wir, wenn alles vorüber ist, seine Gleichgiltigkeit für uns selbst dadurch kund, daß wir seine entlehnten Atome dem namenlosen Staube weihen. Thatsächlich ist in gewisser Beziehung der Körper für den Geist überhaupt nur eine Absurdität. Man schämt sich beinah, einen zu haben. Der Gedanke, ihn ernähren, üben, ihm willfahren zu müssen, ihn zum Schlafen hinzulegen, überall herumzutragen und nicht nur ihn, sondern seine Kleidung — andre stoffliche Dinge, die dieses stoffliche Ding warm oder kühl halten sollen — diese ganze Situation ist komödienhaft. Aber bedenkt, was geschehen würde, wenn dieser anmaßliche Organismus sich weiter entwickelte, seine Glieder vervielfältigte, seine Mannigfaltigkeit steigerte, zunähme, anstatt abzunehmen? (S. 138)

Bei Besprechung der Entwicklung des Geistes (Kap. 4) zeigt sich jener Mangel, den wir schon im „Naturgesetz“ rügen mußten und auch hier noch mehrfach finden werden. Drummond vergleicht Dinge und Erscheinungen, die in Wahrheit recht wenig mit einander zu thun haben. Auch hier unterscheidet er zwar gelegentlich menschlichen und tierischen Geist; aber im allgemeinen behandelt er, durch das gleiche englische Wort mind dazu verführt, beide als kommensurable Größen. Doch lassen sich die Eigenschaften, die beim neugebornen Kinde nach einander auftreten, kaum in derselben Reihenfolge bei niedriger stehenden Tieren aufweisen. Wenn nach Romanes die Fische zuerst Eifersucht, die Vögel Sympathie, die Fleischfresser Grausamkeit, Haß und Groll zeigen sollen, so sind das sicher sehr unsichere Deutungen. Auch Drummond will daher anderwärts nur behaupten, daß der menschliche Geist sich entwickelt habe, wofür er außer auf den Aufstieg in der Jugend und den Abstieg im Alter und

bei Wahnsinn noch auf die Werkzeuge früherer Zeiten und die jetzigen Wilden verweist.

Die Entwicklung der Sprache wird um der Wichtigkeit der Frage willen in einem besondern, dem fünften Kapitel abgehandelt. Drummond verficht dabei, wenngleich nicht einseitig, die Theorie vom Ursprung der Sprache aus Nachahmung von Lauten, hauptsächlich wohl, um eine kontinuirliche Entwicklung von Gesten zu Lauten und zu Worten und Sätzen herauszubringen. Deshalb sucht er auch nach weitern Fortschritten über die Entdeckung des Telegraphen und Telephons hinaus und findet sie — in Ausbildung der Telepathie. Aber im einzelnen ist gerade dies Kapitel so voll von interessanten Beobachtungen, daß ich es als eins der gelungensten in dem ganzen Buche bezeichnen möchte.

Ebenso liest es sich wie ein Märchen, wenn Drummond im nächsten Abschnitt schildert, wie sich der Urmensch im Kampfe ums Dasein immer weiter entwickelt hat, wie er zum Jäger geworden, wie er aufrecht gehen lernte, wie er die ersten Werkzeuge erfand. Hier ist manches mehr als problematisch; auf andres will der Verfasser selbst keinen Wert legen; sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, den Kampf ums Dasein, wie schon Darwin, Wallace und namentlich Martineau gethan, als möglichst harmlos darzustellen.

Mögen wir die Stumpfheit der niedern Tiere beachten oder die Thatsache, daß ihnen ihre gefährliche Lage zur Gewohnheit werden muß, daß der Tod, wenn er kommt, plötzlich eintritt und ohne jene Vorahnung, die ihm für den Menschen seinen Hauptschrecken verleiht; immer müssen wir annehmen: was der Kampf ums Dasein auch für die niedern Tiere bedeute, er kann ihnen nie ähnlich schrecklich sein wie uns. . . . Selbst nach spätern Maßstäben gemessen zeigt er manche Seite, die unsern ersten ungünstigen Eindruck verringern kann. Mit gewissen Ausnahmen ist der Kampf ein redlicher Kampf. In der Regel spielt dabei kein Haß, sondern nur Hunger mit. Er wird selten mutwillig verlängert. Was die Art des Todes betrifft, so erfolgt er gewöhnlich plötzlich. Was die Thatsache des Todes betrifft, so müssen alle Tiere sterben. Was die Bedeutung eines vorzeitig beendigten Lebens betrifft, so ist es besser, gefressen zu werden, als überhaupt nicht zu sein. Was das letzte Resultat betrifft, so ist es besser, gefressen zu werden und sterbend einem andern zum Leben zu verhelfen, als die Welt durch allmählichen Verfall zu beflecken. (S. 260 f.)

So mögen wir urteilen, aber sicher nicht die Gefressenen selbst. Richtiger weist daher Drummond zum Schluß darauf hin, daß der Mensch jenen Kampf immer mehr vermindert hat, und kommt so endlich auf den Hauptgedanken seines Buches, der den Inhalt des siebenten Kapitels ausmacht.

Die moderne Erneuerung der Entwicklungslehre geschah fast lediglich in Verbindung mit Untersuchungen auf den niedern Gebieten der Natur und war dem Antrieb der reinen Naturforscher, besonders Darwins, zu verdanken. Aber was Darwin zuerst zu erklären unternahm, war einfach die Entstehung der Arten. Seine Arbeit war ein Studium der Kindheit, der Anfänge; er betonte die frühesten Kräfte und untersten Stufen in der Entwicklung der Welt. Der Kampf ums Dasein war dort die deutlichste Thatsache — wenigstens auf der Oberfläche: er bildete den Grundton seiner Lehre, und die tragische Seite der Natur prägte sich der öffentlichen Meinung ein. Der Irrtum, den die Welt beging, war ein doppelter: sie nahm Darwinismus für Entwicklung — eine besondre Entwicklungstheorie, verwendbar auf ein einzelnes Gebiet, für ein allgemeines Schema; und sie mißverstand Darwin selbst. Man nahm an, die Grundlagen des Darwinismus — oder was für Darwinismus angesehen wurde — seien die Grundlagen der ganzen Natur. Geblendet von der scheinbaren Festigkeit dieser Grundlage, beeilte man sich einen Bau aufzuführen, der den ganzen weiten Umkreis des Lebens — vegetatives, animalisches, soziales Leben — umfaßte und begründet war auf ein Gesetz, das doch nur die Hälfte der Thatsachen erklärte und in der rohen Form, in der es allgemein aufgestellt wurde, nur für die Kindheit der Welt galt. Ein solches Gebäude konnte keinen Bestand haben. Die Naturgeschichte kann in keinem Fall alle Thatsachen der Menschheitsgeschichte begreifen, und wenn so ausgelegt, kann sie sie nur auf verhängnisvolle Weise verzerren. (S. 279 ff.)

In Wahrheit giebt es bei jedem lebenden Ding zweierlei Kampf ums Dasein: den Kampf ums Dasein und den Kampf ums Dasein andrer. (S. 281)

Das ist der wertvolle, wenngleich auch nicht durchaus neue Grundgedanke des Drummondschen Buches, den er freilich sofort wieder unklar verallgemeinert und übertreibt.

Eben hörten wir noch, daß in den untersten Regionen nur der Kampf ums Dasein herrsche; plötzlich wird auch der Kampf ums Dasein andrer in den Anfang zurückverlegt und bereits in der Fortpflanzung gefunden. Drummond warnt zwar fort und fort vor ethischer Beurteilung rein physiologischer Vorgänge; trotzdem nennt er, nicht zwar wie Häckel, die Wahlverwandtschaft verschiedner Zellen, aber doch die Fortpflanzung von Pflanzen und Tieren Liebe. Ja, sofern der Mensch von Produkten der Fortpflanzung lebt, lebt er von Liebe. Liebe ist buchstäblich, wissenschaftlich Leben, sagt Drummond (S. 295); andern wird es vielmehr wie eine lächerliche, ja widerliche Spielerei erscheinen, wenn er fortfährt:

Gedenkt daran, daß fast die ganze Schönheit der Welt Liebesschönheit ist — die Krone der Blume und die Feder des Grases, die Laterne des Glühwürmchens, das Gefieder des Vogels, das Geweih des Edelhirsches, das Gesicht des Weibes; daß fast alle Musik der natürlichen Welt Liebesmusik ist — der Gesang der Nachtigall, der Ruf des Säugetiers, der Chor der Insekten, die Serenade des Liebhabers; daß fast alle Speisen der Welt Liebesspeisen sind — die Dattel und die Traube, die Banane und die Brotfrucht, die Heuschrecke und der Honig, die Eier, Körner, Samen, Getreide und Hülsenfrüchte; daß alle Getränke der Welt Liebestränke sind — der Saft des keimenden Korns und des gedörrten Hopfens, die Milch vom Euter der Kuh, der Wein vom Liebesbecher des Weinstocks. Gedenkt daran, daß die Familie, die Krone alles höhern Lebens, die Schöpfung der Liebe ist; daß Arbeitsteilung, die Macht, Wohlstand, Ruhe, die darum Kunst und Kultur, Erholung und Bildung bedeutet, die Gabe der Liebe ist. (S. 297 f.)

Drummond führt gerade diesen letzten Gedanken noch ausführlicher an der ganzen organischen Welt durch; aber denkt denn z. B. der Schmetterling und die Biene oder gar der Wind, wenn sie den Samen von Blüte zu Blüte tragen, dabei überhaupt an irgend etwas, und nun gar an Liebe? Welcher Unfug vollends, dieses Wirken der Liebe als einen Kampf zu bezeichnen, also mit einem Namen zu belegen, der schon für die Konkurrenz, die sich die einzelnen Arten machen, nicht durchaus zutreffend war!

So korrigirt auch Drummond zu unsrer Ueberraschung alsbald sich selbst, wenn er in den beiden nächsten Kapiteln zu zeigen sucht, daß Liebe zu den Jungen bei den wirbellosen Tieren überhaupt nicht und bei den Wirbeltieren erst in den obersten beiden Klassen, bei Vögeln und Säugetieren sich finde, ja daß sie eigentlich erst beim Menschen möglich werde, wo das Kind länger als sonst der Mutter und des Vaters bedürfe. So entstehe die Liebe und mit ihr die andern Tugenden aus dem Verhältnis von Eltern und Kind, nicht der Geschlechter zu einander. Das letztere bestreitet Drummond in der stärksten Weise, womit er sich selbst auffällig widerspricht, da er früher sogar bei Pflanzen von Liebe geredet hat.

Endlich das letzte, zehnte Kapitel ist für uns das wichtigste, aber auch unbefriedigendste. Hier wird nämlich in Anknüpfung an einen Gedanken des „Naturgesetzes" als die höchste Stufe der Umgebung, in der das Geheimnis der Entwicklung liege, Gott bezeichnet, oder vielmehr die sozialen, moralischen und religiösen Kräfte, die auf den Menschen einwirken und „ebenso wie Kohlensäure, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserdampf" von Gott stammen sollen. (S. 419) Dann zitirt unser Verfasser Weismann, E. Caird und Martineau, die darauf hinweisen, daß wir hinter den Naturkräften noch eine letzte Kraft annehmen müssen, die in und durch sie wirkt, ohne doch diesem Gedanken weitere Folge zu geben. Vielmehr zerhaut er den Knoten alsbald mit der erstaunlichen Eröffnung:

Entwicklung und Christentum sind eins. Was ist Entwicklung? Eine Art zu schaffen. Was ist ihr Ziel? Vollkommnere lebende Wesen zu machen. Was ist Christentum? Eine Art zu schaffen. Was ist sein Ziel? Vollkommnere lebende Wesen zu machen. Wodurch wirkt die Entwicklung? Durch Liebe. Wodurch wirkt das Christentum? Durch Liebe. Entwicklung und Christentum haben denselben Urheber, dasselbe Ziel, denselben Geist. (S. 438)

Wir sind ja bei Drummond an solche Parallelen gewöhnt, und mancher läßt sich von ihnen imponiren;*) aber hier häuft er doch Trugschluß auf Trugschluß in einer Weise, daß man ihn kaum mehr ernst nehmen kann. Zunächst ist das Christentum ja überhaupt nur mit der Entwicklungslehre zu vergleichen, nicht mit der Entwicklung; dann aber erfolgt diese nicht bloß durch Liebe und bezieht sich vor allem auf die gesamte organische Welt, dagegen das Christentum nur auf den Menschen, und

*) So neuestens: Hornburg, Henry Drummond, der Naturforscher unter den Theologen. Sonderabdruck aus der Zeitschrift: Beweis des Glaubens (Gütersloh, Bertelsmann, 1894), wogegen ich nur das früher Jahrgang 1893 Nr. 29 Ausgeführte wiederholen müßte.

zwar als sittlich-religiöses Wesen. So ist das Christentum nicht einmal durch eine Parallele gedeckt, geschweige denn bewiesen; was wir an Drummonds früherm Buche vermissen mußten, leistet auch das spätere noch nicht. C Clemen

Professorenpredigten

3*)

Wir haben es gerühmt, daß Loofs sich freihält von aller Polemik gegen Vorstellungen, die vergangnen Zeiten heilig waren, und an die auch heute noch viele Zeitgenossen den Inhalt des Evangeliums unauflöslich gebunden glauben; vielleicht könnte man der Gemeinde, häufiger als der Verfasser es für gut hält, manches abnehmen, was sie mit dem Glauben identifizirt, obwohl es nichts mit ihm zu thun hat. Es giebt ihrer so viele, sie sind längst Männer geworden, aber ihre religiösen Vorstellungen sind seit den Tagen ihrer Kindheit dieselben geblieben; sie erscheinen ihnen kindisch; nun meinen sie, sie müßten mit den unhaltbaren kindischen Vorstellungen den Christenglauben selbst aufgeben. Sie kennen einfach nichts von dem, was den Theologen geläufig ist — die Predigt sollte auch ihre Bedürfnisse berücksichtigen. Doch jeder hat sein Charisma, das er nicht verleugnen darf, das er pflegen soll und anwenden zum Besten seiner Brüder und zum Aufbau der christlichen Gemeinde.

Auch Professor Kaftan ist weit davon entfernt, die Unbill, die ihm und der theologischen Schule, die er vertritt, vielfach zugefügt worden ist, seinen Gegnern mit neuer Unbill zu vergelten. Seine Predigten sind wie die von Loofs durchaus thetisch — ihre Polemik gilt lediglich dem Unglauben und der Ungerechtigkeit; sie sprechen die evangelische Wahrheit aus, wie ihr Verfasser sie erfahren hat, wie er sie sieht, und wie er glaubt, daß sie der evangelischen Gemeinde zur Sammlung, zum Aufbau und zur tiefern Gründung ihrer Frömmigkeit dienen kann. Die Predigten sind weniger einfach, weniger populär als die von Loofs, sie machen größere Ansprüche an die Hörer, nicht bloß an ihre Denkarbeit; wie jene dringen sie auf das Eine, das not thut, auf „die Hauptsache, die so wichtig und groß ist, daß sie keinen Augenblick ungestraft außer Acht gelassen werden kann."

Kaftans Sammlung enthält sechzehn Predigten. Vier gehören der Passionszeit an, fünf der festlosen Zeit; die hohen Festtage sind durch eine Oster- und eine Pfingstpredigt vertreten; auch Reformationsfest und Totenfest sind mit je einer Predigt bedacht.

Eigentümlich ist dem Verfasser, daß er scharf, ja schroff unterscheidet zwischen dem Leben des natürlichen und dem Leben des wiedergebornen Menschen. Wir sind auch der Meinung, daß dieser Unterschied gar nicht groß genug gedacht und gar nicht streng genug gefaßt werden kann. Wie Stein und Pflanze, Pflanze und Tier, Tier und Mensch, so unterscheiden sich von einander der natürliche und der wiedergeborne Mensch; dieser lebt ein Leben höherer Art, sodaß er sich dem, der es nicht kennt, kaum oder doch nur sehr schwer verständlich machen kann. Unsre Zuhörerschaft in der Kirche aber setzt sich zusammen aus Leuten, in denen sich das alte und das neue Leben gar mannigfaltig mischen; in keinem ist das alte Leben ganz ertötet; sie sind alle noch irgendwie natürliche Menschen, in jedem aber ist wenigstens der Anfang des neuen Lebens vorauszusetzen, wenigstens sollte der Prediger ihn voraussetzen, was ja nicht ausschließt, daß sich auch in einer kirchlichen Versammlung Leute einfinden, bei denen der Keim des neuen Lebens noch nicht aufgegangen ist, sondern seiner Erweckung noch wartet. Auf diese Leute aber hat sich die Predigt am wenigsten einzurichten; sie kann und sie soll nicht bekehren, das kann überhaupt allein eine That Gottes. Die Predigt setzt werdende Christen, aber Christen voraus. Diesem Umstande trägt die Verkündigung Kaftans, so will es uns scheinen, nicht immer Rechnung. Wir leugnen nicht, daß seine Weise auch ihre Berechtigung hat. Unserm Christentum klebt so viel träge Gewohnheit, so viel äußerlicher Firnis

*) Vergl. Nr. 35.

an, wir sind versucht, es so sehr als etwas Selbstverständliches anzusehen, als einen festen, unantastbaren Besitz — wir sind so leicht geneigt, aus dem, was lauter Gnade ist, uns ein Verdienst zu machen und um dieses vermeintlichen Verdienstes willen uns über andre hinaus zu dünken, daß es uns sehr heilsam, ja notwendig ist, wenn wir in bündigster Weise vor die Frage gestellt werden, ob wir denn, nicht an der überlieferten Dogmatik, sondern an dem Worte Christi und seiner Apostel gemessen Christen sind, wenigstens angefangen haben es zu sein, und den bewußten Willen haben es zu werden, wie das Redner in seiner Passionspredigt über den Widerspruch im Christenleben (2. Kor. 6, 1 ff.) treffend ausgedrückt hat (S. 30):

> Im gewöhnlichen Leben und in weltlichen Versammlungen da gilt es als eine Regel der Höflichkeit, daß man sagt: die Anwesenden sind ausgenommen. Wie sonst, so ist es auch in diesem Punkt, daß in dem Reiche Gottes das Gegenteil gilt von dem, was die Welt als Regel kennt. Hier heißt es: die Abwesenden sind ausgenommen, die Anwesenden, und sie ohne Ausnahme sind gemeint.

Wir stimmen vollkommen zu. Aber diese Anwesenden bedürfen nicht jedesmal, daß der Prediger sie erst klein, sie zu nichts mache; sie bringen dies Gefühl schon mit und möchten mehr ermutigt als gedemütigt sein. Nun, es fehlt bei Kaftan nicht an solcher Ermutigung. Straft der Redner, so tröstet er auch wieder; macht er dem Menschen allen Selbstruhm zu Schanden, so bringt er ihn auch zu hohen Ehren; isolirt er ihn von der Welt, um so inniger verbindet er ihn mit Gott. Nicht so, als ob Kaftan einem Evangelium der Weltflucht das Wort redete, im Gegenteil, was er gleich in der ersten Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen ausspricht, dafür tritt er mit jeder Predigt ein: in dem rechten Christenwandel liegt die beste, ja die einzige durchschlagende Verteidigung und Verantwortung des Evangeliums (S. 3), und der rechte Weg führt den Christen mitten durch die menschliche Gemeinschaft hindurch und tief in ihre Verhältnisse hinein, so aber, daß die Liebe die Führerin ist, der wir folgen, frei und unabhängig im Glauben an Christum, doch jedermann verpflichtet, festgegründet in Gott und deshalb arglos, sorglos, immer hoffnungsvoll.

Kaftans Predigten wollen nicht bloß gelesen, sondern wieder gelesen sein — sie wollen studirt sein: sie sind nicht für Anfänger, gar nicht für solche, die meinen, sie könnten die Wahrheit nur eben hinnehmen. Ernst trachtenden, eifrig suchenden, strebend sich bemühenden Christenmenschen werden diese Predigten erwünschte Führer und treue Gefährten sein, sie werden sich mehr als erfreuen an ihrer eindringlichen Rede, an ihrer Kenntnis des Menschenherzens, seiner Höhen und Tiefen; an ihrer besonnenen Schriftauslegung; an den schönen Bildern, die es bewähren, daß alles Vergängliche ein Gleichnis ist; an der Weisheit, die die Ahnungen des Alten Testaments und ihre Verwirklichung im Neuen Testamente wohl unterscheidet und aus einander hält und doch jene Ahnungen benutzt, um das Verständnis für ihre Verwirklichung zu erschließen. Namentlich möchten wir auf die Klarheit hinweisen, mit der der Redner unterscheidet zwischen dem Wesen der katholischen und der evangelischen Kirche, daß die letztere etwas ganz andres ist als die römisch-katholische Kirche, daß sie sich ihr nicht zu vergleichen, niemals, was Ansehen, Ehre, Einfluß betrifft, mit ihr zu wetteifern, sicher sie nicht zu beneiden, am wenigsten nach ihrem Muster sich zu bilden hat. Nicht ganz hat uns die Osterpredigt befriedigt; wie sich der Redner da ausspricht oder vielmehr nicht ausspricht über die Erscheinungen des Auferstandnen bei seinen Jüngern. Da möchten wir es klarer ausgesprochen haben, daß der Glaube an den Auferstandnen keineswegs steht und fällt mit dem Fürwahrhalten der Auferstehungsberichte, die doch selbst von verschiednen Auffassungen der Erscheinungen ausgehn. Zu vorsichtig, historischer Auffassung entsprechend, sagt der Verfasser (S. 72):

> Wie geringfügig erscheint es dem Kenner der Geschichte, was sich dort in Jerusalem zutrug, daß die galiläischen Fischer das Grab leer fanden und ihren Meister wieder in ihrer Mitte gesehen zu haben überzeugt waren.

Man muß doch schon Theolog sein, um den Verfasser recht zu verstehen; es giebt Hunderte und Tausende, die von unsrer Theologie mehr hören und verstehen möchten — sollte es nicht geschehen können, daß unsre Predigten auch diesem Bedürfnis

entsprächen? Der Verfasser dieser Predigten würde dazu imstande sein, ohne den Ton herzlicher Frömmigkeit zu verleugnen. Denn was er andern empfiehlt, das hat er zuerst sich selbst gesagt:

Bekenne niemals mehr, als was wirklich deine Ueberzeugung ist! Meide die hohen Worte, wenn du sie nicht verstehst, sage, was dir Christus geworden, bekenne, daß der Glaube dir eine Gewißheit ist, mit dem eignen Leben verflochten, daß du nicht davon lassen könntest, und wenn es ans Leben ginge, sage das mit den Worten, wie sie dir geläufig sind, wie du sie gelernt hast, einfach und schlicht, nicht mehr und nicht weniger. Etwas bekennen, was uns angelernt ist, das läuft stracks wider die Wahrhaftigkeit und ist ein Brandmal im eignen Gewissen. (S. 64)

Wo solche Grundsätze den Prediger leiten, da wird er nie aufhören, immer aufs neue zu versuchen, das Evangelium seinen suchenden, fragenden, zweifelnden Zeitgenossen in verständlicher Weise zu sagen, auch wenn diese Weise ihn von der hergebrachten noch weiter entfernen sollte, als es bei Kaftan der Fall ist. Irren wir nicht, so ist er geneigt, vergangne Zeit zu hoch, die Gegenwart zu niedrig zu taxiren, er berücksichtigt auch vorzugsweise die Kinder der ältern Zeit; er möchte sie nicht irre machen, sie sanft und leise für die neue Weise, von dem Geheimnis des Himmelreichs zu reden, gewinnen; darüber kommen dann die leicht zu kurz, die mit der alten Tradition gründlich gebrochen haben und klar und rückhaltlos deutlich möchten ausgesprochen haben, was Historie, was Dogmatik ist, und was allein Objekt des christlichen Glaubens sein kann. Doch:

Unsre Rede ist ein Stammeln und reicht nicht an Gottes unendliche Herrlichkeit und an die Wunder seiner Wege heran.

Unser Auftrag lautet, die Freundlichkeit und Barmherzigkeit unsers Gottes zu verkünden, die in Christo ist, unserm Herrn. Und wer weiß, ob sie nicht noch größer ist, als wir irgend denken. Gott hat uns befohlen, alle Menschen zu lieben. Und jeder Mensch hat doch irgend etwas, das man lieben kann. Darauf sollen wir die Blicke richten, bis der ganze Mensch uns liebenswert wird in diesem Licht und unsre Liebe ihm eine Handreichung wird zum ewigen Leben. Vielleicht macht es Gott auch so. Und wo es nur einen Anknüpfungspunkt giebt für seine Liebe in einem Menschen, in einem Leben, irgend etwas, was ewigen Wert hat — vielleicht, er kann aus dem Funken noch ein Feuer machen. (S. 166)

Wir würden nicht vielleicht, sondern gewiß sagen — denn Gott weiß, was für ein Gemächte wir sind; auch der natürliche Mensch ist sein Geschöpf — der geistliche Mensch aber wächst, wenn Gott Gnade giebt und wenn die Zeit erfüllet ist, in der Kraft des im Worte mitgeteilten, unvergänglichen Samens aus dem natürlichen Menschen heraus. Ehlers

---

Schweizer Bilder in deutscher Beleuchtung

Von der Versammlung der schweizerischen Predigergesellschaft in Neuchatel vom 27. bis 29. August 1894

Otto Funke wird es mir gewiß verzeihen, daß ich fast den Titel eines seiner Bücher gestohlen habe, aber er paßt mir ganz ausgezeichnet. Eigentlich wollte ich auch nur von den Neuchateler Versammlungen erzählen, aber das Bestehen einer solchen Predigergesellschaft, bei der alle dogmatischen Richtungen jährlich sich zu einem friedlichen Wettstreit zusammenfinden, verlangt es, daß ich eine breitere Basis für meinen Bericht suche. Die folgende Schilderung gilt nur für die französischen Kantone, in viel beschränkterm Maße auch für die Ostschweiz.

1 Allgemeines über Schweiz, Westschweiz und Predigergesellschaft

Zu einem Zusammenarbeiten der Richtungen ist das erste Erfordernis gegenseitige Duldung; dazu haben wir es noch nicht einmal gebracht. Solange wir noch eine Partei haben, die sich für die einzig berechtigte hält und andre Formen und Ausprägungen neben sich nicht aufkommen lassen will, werden wir nie zu einer Einigung kommen. In der Schweiz ist man überzeugt, daß die theologischen Fragen diskutabel sind, und daß jeder das Recht hat, eine Lösung zu versuchen; man hat einen offnen Blick für das Vorhandensein der Probleme, man deckt sie nicht mit dem Mantel der Pietät zu oder leugnet gar ihre Existenz, sondern man faßt frisch zu und sucht sich seine Lösung. Aber das wäre doch nur ein Standpunkt schiedlich-friedlichen Nebeneinanderarbeitens auf demselben Gebiete noch kein Zusammenarbeiten. Es herrscht nicht nur gegenseitige Duldung, sondern auch Anerkennung. Man läßt verschiedne Wege zu dem einen Ziel gelten, nur ist man der Ueberzeugung — und ohne diese Ueberzeugung gäbe es überhaupt keinen eignen Standpunkt —, daß der eigne Weg am schnellsten zu diesem Ziele führt. Diese Weitherzigkeit erstreckt sich zum Teil bis auf die römischen Brüder. Der Evangelische Bund hätte hier keinen Zweck und keinen Boden: Angriffe gegen den Katholizismus würden fast als Frevel erscheinen, und eine defensive Macht braucht auch nicht das ganze Jahr auf der Lauer zu sein. Wo wäre es bei uns vorgekommen, daß sich, wie vor einigen Monaten geschah, sämtliche Militärgeistliche des Landes zu einer Konferenz vereinigten, bei der beide Konfessionen ziemlich gleich vertreten waren, ohne daß ein Mißklang die Versammlung gestört hätte? Sonst im allgemeinen kommt man natürlich dem Katholizismus gegenüber nur zu einem Nebeneinanderarbeiten, ohne viele unangenehme Zwischenfälle und Uebergriffe erleben zu müssen. Es kommt da ganz auf die Persönlichkeit an, die überhaupt in der Schweiz eine größere Rolle spielt als bei uns. Soviel ich weiß, hat ein Kanton immer noch kein Kirchengesetz, und man empfindet das nicht als Verlust: „Es sind ja ordentliche Pfarrer da,“ bekommt man zur Antwort.

Doch kehren wir zu dem Zusammenarbeiten evangelisch-theologischer Richtungen zurück, das seinen Ausdruck in der Predigergesellschaft findet. Sie zerfällt in kantonale Sektionen, die das Recht haben, Themata für die jährlich stattfindenden Versammlungen vorzuschlagen. Sind die Verhandlungsgegenstände für das kommende Jahr festgesetzt und die Referenten ernannt, so beginnt in den einzelnen Sektionen die Vorarbeit. In Spezialkonferenzen, die auch einen dogmatisch-gemischten Charakter tragen, wird das eine oder andre der zur Verhandlung gestellten Themata im voraus besprochen, etwa auch von einem Geistlichen ein Referat gehalten und dem Hauptreferenten eingesandt; diese Vorverhandlungen haben wohl den Zweck, die Mitglieder der Predigergesellschaft mit den dem praktischen Geistlichen doch manchmal recht fernliegenden Problemen des Themas bekannt zu machen, ihm ein eignes Urteil zu erleichtern und seine Teilnahme an der Diskussion bei der Hauptverhandlung zu ermöglichen; gleichzeitig wird auch dadurch seine eigne dogmatische Position gestärkt. — Aber die Verhandlungen haben auch einen Nachklang: die Diskussion wird in den Parteiblättern fortgesetzt, die zu Tage geförderten Resultate dankbar anerkannt und eine freimütige Kritik geübt. Von dieser Kritik könnten wir viel lernen: sie wird beherrscht durch einen brüderlichen Geist, der an jeder fleißigen theologischen Arbeit etwas Gutes sucht und findet, und der doch die abweichende Meinung rückhaltslos zur Geltung bringt. Ich erinnere mich eines besonders bezeichnenden Falls, der allerdings mit unserm Gegenstande direkt nichts zu thun hat. Es war ein Buch erschienen, das wieder einen neuen Gottesbeweis — der natürlich mit den längst bekannten eng zusammenhing — aufgestellt hatte. Wie wäre man in Deutschland über den Verfasser losgezogen, daß er Kants Erbe so wenig respektire, wie hätte man ihn seiner reaktionären Gesinnung wegen gescholten, zum mindesten aber doch mitleidig die Achseln gezuckt. Ganz anders die Kritik, die mir in die Hände fiel. Sie rühmte zunächst die Selbständigkeit und Unerschrockenheit des Verfassers, der sich an einen so verfehmten Gegenstand gewagt, sie erwähnte lobend den Scharfsinn, den er aufgewandt habe, dann erst brachte sie ihre abweichende Meinung zur Geltung. Man sage nicht, daß jenes Lob nur französische Phrasen seien; es ist vielmehr der Ausdruck einer Einheit der Gesinnung, wo die Einheit der Gedanken unmöglich ist.

Noch eins unterscheidet das religiöse Leben der Westschweiz wesentlich von dem unsrigen: es ist die größere Teilnahme an den theologischen Kämpfen. Es ist Thatsache — und das gilt ausschließlich für die französische Schweiz —, daß theologische Probleme selbst in den Bauernhäusern diskutirt werden. Vorbedingung dazu ist natürlich eine größere Intelligenz der Landbevölkerung und eine höhere Schulbildung. Aber es spielt noch

ein zweites Moment mit, ich meine die berühmte Schweizer Freiheit. Der einfache Mann glaubt ein Recht zu haben, an dem geistigen Leben der obern Zehntausend teilzunehmen; er macht dabei nicht eher Halt, bis er sieht, daß seine geistige Kraft unzureichend ist. Beweis für dieses geistige Interesse der weniger gebildeten Klassen ist das höhere Niveau der kirchlichen Blätter. Neben den populären Sonntagsblättern giebt es dort Wochenschriften, die theologische und andre wissenschaftliche Fragen behandeln, und die auf dem Lande überall verbreitet sind. Sie stehen nicht viel unter unsern für die Gebildeten bestimmten religiösen Zeitschriften und werden doch gelesen und verstanden, während unsre „Gebildeten“ sich recht oft ihre ganze religiöse Nahrung aus den für das Volk bestimmten Sonntagsblättern holen.

Nun habe ich wirklich ein rechtes Loblied auf die Schweiz gesungen, bei dem wir Deutschen recht schlecht weggekommen sind. Ich kenne die Nachtseiten des religiösen Lebens der Schweiz auch, und der Einheimische wird sie noch besser kennen, aber es ist überflüssig, sie in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, denn von ihnen können wir kaum etwas lernen. Weil aber einem Bilde auch der Schatten nicht fehlen darf, muß ich doch auf sie eingehen. Es giebt manche Ausnahmen von der Regel; die Rabies theologorum ist auch in der Schweiz noch nicht ganz erstorben, und wenn auch die öffentlichen Kundgebungen den Charakter der Einmütigkeit tragen, so zeigt sich doch unter der Oberfläche im kleinen Kreise gar oft persönliche Gehässigkeit und kleinlicher Streit. Aber die Schweiz, und zunächst die französische, krankt auch an Uebeln, die wir glücklicherweise nicht kennen. Das Bestreben, mit einander Fühlung zu halten, bringt es mit sich, daß die abweichende Meinung, der neue Gedanke nicht so schnell und so kühn hervortritt; die theologischen Umwälzungen, die Deutschland in den letzten zwanzig Jahren erlebte, sind für die Schweiz noch neu; sie fanden auch hier anfangs energischen Widerstand. Das Neue erregt immer zuerst Verblüffung, dann Widerstand und wirkt erst nach einiger Zeit, falls es lebensfähig ist, überwältigend; hier war es nicht anders.

Gehen wir noch auf Einzelnes ein, so fällt dem Deutschen zunächst die Spaltung der Kirchen (in den Kantonen Waadt, Neuchatel und Genf), sowie das weitverzweigte Sektenwesen auf. Die Trennung der Nationalen und der Freien Kirche fand 1873 statt, und zwar aus politisch-religiösen Motiven; nach und nach nahmen die Differenzen einen mehr dogmatischen Charakter an; die Freie Kirche entspricht etwa unsrer positiven Union, die Nationale setzt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen, obwohl, wie ich glaube, das orthodoxe Moment zurücktritt; die theologischen Fakultäten, die Verwaltung, das Gemeindeleben sind scharf getrennt. Von unserm Standpunkt aus läßt sich diese Trennung nur bedauern, umsomehr als der Kampf der von den beiden Kirchen vertretenen Richtungen lange nicht so heftig ist als bei uns, wo die äußere Einheit der Kirche gewahrt bleibt. Sehnsüchtig blicken manche deutsche Kirchenzeitungen nach der Schweizer Freien Kirche herüber und preisen ihren einmütigen Geist und ihre dogmatische „Korrektheit.“ Wer weiß, ob wir nicht einmal mit ähnlichen Verhältnissen werden rechnen müssen. Man denke aber nicht, daß die Freie Kirche etwa eine Verwirklichung des Ideals aus der Apostelgeschichte wäre, oder daß sie auch nur das religiöse Gemeinschaftsleben für sich gepachtet hätte; das hängt in beiden Kirchen ganz von den Persönlichkeiten ab. Wahr ist allerdings, daß die Geistlichen der Freien Kirche zum großen Teil angesehenen Familien entstammen und durch die geistige Luft des Elternhauses einen freiern Blick und größere Beweglichkeit besitzen, was ihnen in ihrem Beruf sehr zu statten kommt.

Ein Wort noch über die Sekten. Sie spielen eine große Rolle. Am meisten verbreitet sind in der deutschen Schweiz die Heilsarmee und die Methodisten, in der französischen die Darbisten. Die ihnen gewährte Freiheit ist die Verwirklichung der „innern Ueberwindung,“ von der man nun auch bei uns Jesuiten und Sozialdemokraten gegenüber zu reden beginnt. Ohne Zweifel ist sie der sicherste und vornehmste Weg zur Bekämpfung eines Gegners, aber er verlangt die größten Opfer an Zeit und Kraft. Wie lange dauert es, bis eine Anschauung wirklich über die andre gesiegt hat, wieviel Kraft verzehrt die gegenseitige Reibung und die doch manchmal unvermeidliche Polemik; vor allem aber, wieviel geht bei der Zersplitterung in einzelne Parteien an Einheitlichkeit und dadurch an Stärke verloren. Welcher Weg am sichersten und besten — ich möchte nicht sagen am schnellsten — zum Siege führt, das kann erst die Erfahrung langer Jahre lehren.

2. Die Verhandlungen in Neuchatel; Vortrag über den Krieg

Wenden wir uns endlich der diesjährigen Predigerversammlung und den dort behandelten Fragen zu. Zunächst einige Bemerkungen, die das Aeußere betreffen. Es berührte mich außerordentlich wohlthuend, daß man nicht so überladen wurde, wie es sonst bei großen Versammlungen zu geschehen pflegt. Die ganze Veranstaltung dauerte, abgesehen von dem Begrüßungsnachmittag zwei Tage. Die beiden Vormittage waren ganz mit den Vorträgen und Diskussionen ausgefüllt, die Nachmittage für Spezialkonferenzen, Besichtigung der Stadt und der Umgegend, vor allem für die in den heißen Tagen ziemlich notwendige Erholung vorbehalten. Festessen und Ausflüge sind nun einmal mit Ausnahme des Evangelisch-sozialen Kongresses integrirende Bestandteile unsrer Versammlungen. Sie haben gewiß ihr Gutes, denn sie bieten Gelegenheit zu freundschaftlichem Austausch und zu neuen Bekanntschaften, aber wenn, wie es oft vorkommt, die Festkarten unerhört teuer sind, wenn die Vergnügungsausflüge zu Reisen werden und man keine Minute vor einem neuen Toast sicher ist, wird die Sache ungemütlich; doch ich schweife ab, denn in Neuchatel konnte man in keiner Beziehung Klage führen. Die Hauptversammlungen fanden in der Kirche statt; so hatte das Ganze schon ein etwas andres Gepräge als bei uns; man war von den Zeichen des Beifalls und der Opposition, die bei uns oft ständige und recht langweilige Begleiter der Vorträge sind, verschont. Auch die Diskussion war nicht zu lang, und die Redenden hielten die ihnen zugemessene Zeit ein; was gesagt wurde, hatte Hand und Fuß, und es stand keiner auf der Tribüne, der redete, weil er durchaus einmal reden wollte. Sehr bedauert habe ich das Zurücktreten des deutsch-schweizerischen Elements. Daß die Versammlungen nur zum vierten Teil aus Deutsch-Schweizern bestanden, war ja nicht verwunderlich, aber eine größere Beteiligung an den Diskussionen, die ja in zwei Sprachen geführt werden durften, wäre zu wünschen gewesen. Es war wohl kaum die mangelhafte Kenntnis der französischen Sprache ein Hindernis, denn fast alle Schweizerpfarrer, wenn sie der Sprachgrenze nicht zu fern wohnen, verstehen das Französische gut; ich glaube vielmehr, die Deutschen hatten den Eindruck, der französischen Beredsamkeit nicht gewachsen zu sein. Der einzige deutsche Redner am ersten Tage, Pfarrer Ecklin aus Basel, fiel merkwürdig gegen die andern ab, jedenfalls hat die Predigergesellschaft ein ganz andres Gesicht, wenn sie in der deutschen und in der französischen Schweiz tagt.

Die Vorträge waren in diesem Jahre von viel allgemeinerm Interesse als beispielsweise im vorigen, wo der eine einen streng theologischen, der andre durch seine Bekämpfung der Reformpartei einen fast nur lokalen Charakter trug. Dieses Mal ist der eine durch seinen Stoff, der andre auch durch die Art der Behandlung für die Leser unsers Blattes, wie ich hoffen darf, interessant. Das Thema des ersten Tages lautet: Der Krieg vom Standpunkte der christlichen Sittlichkeit und die Aufgabe der Kirche zu Gunsten des Friedens. Sowohl der Referent Professor Quartier-la-Tente aus Neuchatel, wie der schon erwähnte Korreferent Ecklin erklärten einstimmig, sich mit vielem Zagen und wenig Sympathie ihrer Aufgabe unterzogen zu haben, ohne näher ihre Abneigung zu begründen. Es bringt das, wie mir scheint, das Thema mit sich. Zunächst hatte man — und gewiß mit Recht — auf eine praktische Lösung verzichtet; ich verstehe darunter eine Untersuchung über die eventuelle Einrichtung internationaler Schiedsgerichte oder Kritik der von Suttnerschen Bestrebungen und ihres praktischen Werts. Durch diesen Verzicht

hatte man aber auch die Behandlung des Gegenstandes mehr oder weniger auf das Gebiet der Theorie eingeengt, denn wenn auch die Mission der Kirche mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wurde, so wußte man doch von vornherein, daß die Aufgabe der Kirche auf dem Gebiete des Krieges mit den Waffen — denn von diesem war doch in erster Linie die Rede — nur von sehr geringem greifbarem Erfolg begleitet sein würde. Dies wird wohl der Grund sein, weshalb man in Deutschland die Frage außerhalb des sich um Bertha von Suttner scharenden Kreises wenig ventilirt hat. Daß auf einer Predigergesellschaft dieses Thema zur Diskussion gestellt wurde, erklärt sich aus einem rein äußerlichen Grunde; man machte damit eine Konzession an Herrn Pfarrer Gétaz aus Bienne, den Gründer des Vereins für Friedensbestrebungen in der Schweiz, und man verhalf dadurch seinen Gedanken zu größerer Anerkennung. Allerdings gestattete man ihm nicht, seine Thesen vorzulesen, sondern bat ihn, wie andre sich streng an das in ethische Beleuchtung gestellte Thema zu halten.

Auch eine allgemein anerkannte theoretische Lösung der Frage wird nicht möglich sein, weil sie zu sehr mit andern Streitfragen verquickt ist. Ich nenne hier nur drei Wissenschaften, die eine ganz verschiedne Lösung herbeizuführen imstande sind: die Naturwissenschaft, die Geschichtsphilosophie und last not least die Theologie. „Der Mensch hat von Natur keinen kriegerischen Instinkt empfangen," war die erste These des Referenten. Hier wird sogleich der Darwinist widersprechen. Wenn der Entstehung des physischen Lebens einer Gattung wirklich ein Kampf ums Dasein vorhergeht, so ist doch der Mensch ein geborner Krieger, und die ihm innewohnende energische Kriegslust ist nicht anerzogen, wie der Referent erklärte. Solange also der Darwinismus noch nicht gesiegt hat oder überwunden ist, läßt sich auch das Problem von dieser Seite nicht lösen.

Die Geschichte weist nach, daß der Krieg immer gewesen ist, also ist keine Aussicht vorhanden, daß er je verschwinden wird. Ist die Geschichte nur ein Kreislauf, also im Grunde ein ewiger Stillstand, dann dürfen wir auch kein Verschwinden des Krieges von der Erde erhoffen, ist sie aber ein Fortschritt, dann steigt unsre Hoffnung wenigstens. Wir sprechen natürlich hier nur vom ethischen Fortschritt; wie steht es damit? Edmund Pfleiderer in seinem Buche „Die Idee eines goldnen Zeitalters" sieht in der individuellen Moral keinen Fortschritt, vielmehr ein beständiges Schwanken, findet aber einen solchen wohl in der Gesamtmoral. Ein Beispiel zur Illustration: Ein Junge tötet heute noch wie vor Jahrhunderten mit derselben Grausamkeit ein Tier, aber ein Volk giebt sich nicht mehr mit Hexenprozessen ab und findet sie grausam, eine Einsicht, die unsre Vorfahren noch nicht hatten. Wir brauchen die Frage nicht weiter zu verfolgen, — sie führt nebenbei gesagt zu einer Untersuchung des äußerst komplizirten Verhältnisses des Einzelnen zur Gesamtheit — wir konstatiren nur, daß bei einem Fortschritt der Gesamtmoral ein Aufhören des Krieges nicht unmöglich ist, falls man jener geschichtsphilosophischen Ansicht vom Forschritt huldigt, und das muß jeder Christ. — Aber die Geschichte lehrt nicht nur, daß Kriege waren, sie unterrichtet uns auch über das Warum? Die überwiegende Mehrheit glaubt, daß die Kriege notwendig gewesen sind, ein großer Teil glaubt, daß sie es noch sind. Selbst Quartier-la-Tente, der energisch für den Frieden eintrat, gestand, daß der Krieg „die Erziehung der alten Völker begünstigt, ja einen Fortschritt in der Zivilisation herbeigeführt hat." Sollte er jetzt überflüssig sein? Der Korreferent wies, wenn auch etwas unklar, darauf hin, daß dieses Motiv beim Kriege mit heidnischen Völkern wenigstens zum Teil noch in Kraft sein dürfe, daß es unsre Pflicht sei ihnen eine höhere Kultur zu bringen und daß dazu der Krieg das einzige Mittel sei. Man kann nicht sagen, daß die Frage für uns aktuell ist. Bei einem Kriege denken wir zunächst an unsre Nachbarvölker und ein Kampf mit ihnen würde zunächst einen furchtbaren Niedergang unsrer Kultur zur Folge haben, also von dieser Seite betrachtet ist der Krieg keine Notwendigkeit.

Es giebt aber noch einen andern Ausgangspunkt. Denken wir an die Frage der Uebervölkerung! Jentsch erklärt in seinen „Geschichtsphilosophischen Gedanken" mit Recht den Tod im Krieg für weit weniger schlimm als das langsame Dahinsiechen mancher Fabrikarbeiter in Hunger und Not. Einen Schritt weiter noch als Jentsch, und man kommt auf den vielfach ausgesprochnen Gedanken, daß der Krieg das am wenigsten schmerzliche Entvölkerungsmittel sei. Hier entgegnet Quartier-la-Tente sehr treffend, daß man dann doch lieber an einer allgemeinern Verbreitung der Seuchen arbeiten solle, die gewöhnlich nicht die Blüte der Jugend dahinrafft, sondern eher Leute von schwächerer Konstitution; das sei natürlich auch kein anwendbares Mittel. Also ist der Krieg weder der beste noch der einzige Ausweg, und wir könnten ohne ihn auskommen.

Den weitaus größten Einfluß auf die Frage nach der Notwendigkeit des Krieges hat die Theologie, das heißt die Untersuchung, welche Stellung die heilige Schrift zu dem Krieg einnimmt. Ein Referat, das über unser Thema in der Sektion des Kantons Waadt gehalten wurde, findet sich in der Wochenschrift Evangile et Liberté gedruckt, einer Zeitschrift, die der unsrigen der Tendenz nach — fast hätte ich gesagt ihrer Theologie nach — sehr nahekommt. Dort sind mit dem größten Fleiß alle Stellen des Neuen Testaments zusammengesucht, die sich irgendwie mit der Frage berühren. Es sind die bekannten Stellen aus der Bergpredigt, aus den Johanneischen Abschiedsreden und aus der Offenbarung; denen stehen nach der Meinung des letztgenannten Referenten besonders zwei Stellen entgegen, das freundliche Verhalten Jesu dem Kriegsknecht Malchus gegenüber, sowie die Ermahnung des Täufers an die Kriegsknechte, die nichts von einer Mißbilligung des Kriegsdienstes enthielten. Es wird den meisten Lesern so gehen wie mir, die Argumentation erscheint recht schwach. Man verfällt in den alten Fehler und macht die Bibel zum Nachschlagebuch für Fragen, die zur Zeit Jesu einen ganz andern Charakter hatten als heute. Die Auffassung hängt eng mit der ganzen Anschauung zusammen, die man von der Bibel hat, und deshalb nannte ich die Frage eine theologische. Auch wer sich nur an die Worte Jesu halten wollte mit der Behauptung, daß sie aus dem Zusammenhang der Zeitanschauung herausgehoben werden dürften, wird wenig Gewinn von seiner Untersuchung haben. Jesu Aussprüche in der Bergpredigt scheinen mir auf ganz andre Dinge zu gehen als auf irdischen Krieg und Frieden. Quartier-la-Tente erklärte mit Recht, daß die Bibel keine direkte Entscheidung über diese Frage enthalte, fügte aber gleich hinzu, daß der Krieg mit dem Geist des Evangeliums in Widerspruch stehe, weil er eine Ausgeburt der Sünde sei. Erst müsse die Sünde als die Ursache des Kriegs beseitigt werden. Hiermit kommen wir auf die Aufgabe der Kirche in der Frage des Krieges.

Bleiben wir aber zunächst noch bei andern Gründen stehen, die man zu Gunsten des Kriegs anführt und die leichter zu widerlegen sind, weil sie nicht mit noch schwierigern Fragen in Beziehung stehen. Man hat behauptet, daß der Krieg die besten im Menschen schlummernden Kräfte zur Thätigkeit erwachen ließe; dabei hat man wohl vorwiegend an Mut, Ausdauer und Tapferkeit gedacht. Dem entgegnet Quartier-la-Tente mit Recht, diese Eigenschaften könnten auch fern von dem Schlachtfeld in viel besserer und ungefährlicherer Weise entwickelt werden.*) Diese Behauptung schließt eine wesentliche Verschiebung des Begriffs Patriotismus in sich. Gewöhnlich versteht man darunter eine Aufforderung zum freudigen Tod für das Vaterland, wenigstens bekommen unsre Schüler in jeder Festrede Aehnliches zu hören. Die negative Seite dieser Art des Patriotismus ist der Haß gegen die Feinde des Reichs in ihrer Gesamtheit und der Wunsch ihnen recht bald den Garaus zu machen. Wer eine so starke Einwirkung alttestamentlicher Einflüsse auf unsre Frage wünscht, wie der Korreferent Ecklin, muß für solchen Patriotismus sehr viel übrig haben und wird in Davids Rachepsalmen ein leuchtendes Vorbild finden. Ein nicht viel schönerer Patriotismus ist der, den ich kurzweg als Personenkultus bezeichnen möchte, und der in Schulen noch viel mehr gepflegt wird. Der regierende Fürst muß unter allen Umständen sämtliche herrlichen Eigenschaften besitzen, die

*) Vgl. die Thesen in der Chronik zur christlichen Welt.

dem Ideal des Festredners eigen sind. Alle seine Großthaten sind nachahmungswürdig, jeder seiner freundlichen Blicke wird gezählt und durch alle Zeitungen weiterkolportirt. Und wenn nun der Schüler — ich spreche aus eigner Erfahrung — sieht, daß der vielgepriesene Fürst auch von schlechten Eigenschaften nicht ganz frei ist, bricht sein ganzer Patriotismus zusammen. Dieser Personenkultus ist dem republikanischen Schweizer natürlich sozusagen unbekannt. Von den Männern, die sein Land leiten, verehrt er nur die Großen und Guten, denn hier muß die Person das Amt tragen; ein eigentlicher Kultus aber kann nicht aufkommen, denn ein Bundesrat zum Beispiel ist doch nicht Haupt des ganzen Volks, er vertritt nur eine Partei und hat von dieser allein volle Anerkennung zu erwarten. — Die dritte Art des Patriotismus ist die Pflege des nationalen Geistes, die Liebe zur Individualität des eignen Volks, die Dankbarkeit gegen die Männer, die jene Eigenart vertreten, und der Kampf gegen alle Krankheiten, die am Marke des eignen Volks nagen. Dieser Patriotismus sollte allein Berechtigung haben, er allein kann auch bei einem allgemeinen Völkerfrieden noch existiren und sich behaupten.

Hier setzt zugleich die Aufgabe der Kirche ein. Ob sie wirklich auf alle Weise jede Friedensbestrebung fördern soll, ist mir mehr als zweifelhaft; ich glaube nicht, daß sie mehr thun kann, als wahrhaft evangelischen Friedensgeist zu verbreiten. Das thut sie aber nicht erst durch äußere Anregung, sondern aus ihrem Prinzip heraus. Wenn endlich Quartier-la-Tente ein „Beförderung aller Konfliktsregelungen von der Kirche“ verlangt,*) so scheint mir das eine unerlaubte Einmischung in Dinge, mit denen sie mit Rücksicht auf die vielen Fragen, die sie näher angehn, füglich verschont bleiben sollte.

Statt den Gedankengang des Vortrags wiederzugeben, bin ich ohne zu wollen meine eignen Wege gegangen, jedenfalls aber sind die Hauptausführungen des Referenten in den angestellten Betrachtungen enthalten; bei dem Bericht über das zweite Referat verspreche ich, mich um so strikter an die Ausführungen des Redners zu halten. Die weitere Diskussion bot nicht viel Neues. Der schon erwähnte Pfarrer Gétaz findet den Krieg in direktem Widerspruch zu dem Evangelium Christi stehend, das Liebe und Versöhnung predige.**) Sehr treffend war die von andrer Seite gemachte Bemerkung, daß die Abneigung vor dem Krieg oft nur rein opportunistischer Natur sei: man scheue das Blutvergießen und den Menschenverlust; statt dessen wurde eine sozusagen objektivere, sachlichere Abneigung vor dem Kriege gefordert. Ich weiß nicht, ob man in dieser Frage ganz ohne Opportunismus auskommt.

Zu einer definitiven Einigung gelangte die Versammlung bei einem so verwickelten Problem natürlich nicht. Das den Abgrund zudeckende Schlußwort des Vorsitzenden, man wolle den Frieden nach Kräften pflegen und, wenn das Vaterland rufe, auch im Kriege seinen Mann stehen, hatte einen stark dualistischen Beigeschmack. Auch unsre Untersuchung macht nicht im geringsten den Anspruch auf Vollständigkeit, sie läßt nicht einmal einen eigentlichen Standpunkt erkennen. Ein lange nicht betretner Weg ist durch das wuchernde Gestrüpp kaum noch erkennbar; ein viel vernachlässigtes Problem läßt sich nicht von Einem auch nur in seiner ganzen Tragweite erfassen; dazu bedarf es vieler Kräfte. Unsre Spalten öffnen sich gewiß jedem, der zu einer vielvernachlässigten Frage einen Beitrag liefern will; sie hat ihre Schwierigkeiten, aber auch ihren Reiz.***) Pl

*) Ein übrigens sehr allgemeiner Ausdruck.

**) Sehr nötig war die Bemerkung, daß das einfache Wort Krieg etwas recht Unbestimmtes an sich habe und auf die verschiedensten Gebiete angewandt werden könne. Hie und da in der Diskussion machte sich auch diese Unsicherheit geltend; vielleicht wäre ein besseres Resultat erzielt worden, wenn man sich allein an den „Krieg zwischen Völkern mit Waffen“ gehalten hätte.

***) Es wäre in der That sehr willkommen und zeitgemäß, wenn einer unsrer Herrn Mitarbeiter das Problem des Krieges eingehend erörtern wollte. Auf deutschem Boden wird es ein wenig schwieriger zu behandeln sein als auf schweizerischem. D H

Die letzte Encyklika des Papstes und die griechische Kirche

Hat die Einladung des Papstes an die Fürsten und Völker der Erde, zur alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, bei den Orthodoxen mehr Aussicht auf Erfolg als bei den Protestanten, jetzt mehr Aussicht auf Erfolg als in frühern Zeiten? (Vgl. Christliche Welt Nr. 31.) Nach dem Ton, den das Rundschreiben der orthodoxen Kirche gegenüber anschlägt, wie nach ihrer größern Aehnlichkeit mit der römischen Kirche könnte dieses so scheinen. Dem Kenner der Geschichte wie der griechischen Verhältnisse muß es dennoch von vornherein zweifelhaft sein. Thatsächlich hat das Rundschreiben in den griechisch-orthodoxen Gebieten sehr wenig Eindruck gemacht. Die griechischen Zeitungen, die zugleich Organe für die Besprechung kirchlicher Interessen sind, haben mit großer Kühle und wenig Worten darauf hingewiesen, daß eine Union nur denkbar sei, wenn die römische Kirche die abweichenden Dogmen von dem Filioque an ändern wolle. Im Ernste denkt niemand daran, daß eine Union mit der römischen Kirche bevorstünde oder überhaupt nur denkbar sei. Man ist nur ebenso wie in protestantischen Kreisen verwundert über das ebenso anspruchsvolle wie zwecklose Verfahren des angeblichen Nachfolgers Petri. Es liegt freilich scheinbar System darin, es den Griechen immer wieder vorzureden, daß die Rückkehr zu Rom ja so leicht, so notwendig und erfreulich und von den Griechen selbst so sehr gewünscht sei. In derselben Tonart hat unter anderm der Festprediger in der römischen Kathedrale Smyrnas bei Gelegenheit des vorjährigen Papstjubiläums gesprochen, nicht ohne damit eine nicht geringe Entrüstung in griechischen Kreisen hervorzurufen.

Interessant wäre es übrigens zu wissen, wie sich eigentlich der heilige Vater zu Rom die Rückkehr der Orientalen zu seinem unfehlbaren Sessel denkt. Ob er darauf hofft, daß die Laien scharenweise übertreten und ihre Priester, Bischöfe, Patriarchen dahinten lassen sollten, oder ob er denkt, daß die gesamte Kirche, Bischöfe und Patriarchen an der Spitze, beschließen sollte, mit dem Pater peccavi Heimkehr zum Vater in Rom zu halten, oder ob er es wahrscheinlich findet, daß sich die staatlichen Oberhäupter der orthodoxen Kirchengemeinschaften durch Machtbefehl der Kurie unterstellen werden? Daß der letztere Gedanke bei Abfassung der Encyklika nicht ganz unwirksam gewesen, erkennt man daran, daß in der Adresse die Fürsten besonders genannt werden. Ein Grund dafür liegt darin, daß die orthodoxen Kirchen mehr oder weniger Staatskirchen, dem Herrscher oder der Regierung unterworfen sind. Hinsichtlich Rußlands ist das ja allgemeim bekannt. Der Zar ist Selbstherrscher auch der russischen Kirche und kann sie eigentlich allein einer Veränderung unterwerfen. Er ist hinsichtlich der russischen Kirche also die allein richtige Adresse, an die der Papst sich direkt wenden müßte. Ueber die Aussicht auf Erfolg mag der heilige Vater sich aus der Behandlung der katholischen Polen sowie dem Verfahren gegen Uebertritte von der russischen Kirche belehren.

Weniger beachtet ist es, daß auch die anatolische Kirche in der Türkei — ebenso wie die orthodoxe Kirche Griechenlands, Rumäniens, Serbiens und Bulgariens — durchaus staatskirchlichen Charakter trägt. Der Sultan ist der eigentliche Oberherr der Kirche, er übt die Investitur des ökumenischen Patriarchen wie der andren Patriarchen und Bischöfe seines Reiches aus. Der Patriarch von Konstantinopel, das Haupt der orthodoxen Christenheit im ottomanischen Reich, ist ein Vasall des Sultans, der ihn, wie er ihn einsetzt, so auch wieder absetzen kann. Gegen den Willen der hohen Pforte können Patriarchen und Bischöfe keineswegs etwas unternehmen, auch nichts, was sich auf innerkirchliche Angelegenheiten bezöge, also auch keine Union mit Rom. Daß aber die hohe Pforte ihre Herrscherstellung über die Kirche freiwillig mit einer Unterwerfung unter die bekanntlich nicht geringen Ansprüche der Kurie vertauschen wird, ist wohl kaum denkbar; dazu wird man auch in Konstantinopel zu viel von dem Kampf zwischen römischen Machtansprüchen und berechtigten Staatsinteressen in katholischen oder halbkatholischen Ländern wissen. — Aber viel-

leicht würde die hohe Pforte den Gedanken einer Union wenigstens in Erwägung ziehen, wenn die orthodoxe Kirche, vor allem die Patriarchen, Bischöfe und Priester, sie sehnlich wünschten. Aber daran ist nicht zu denken, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die jetzige Stellung immerhin eine größere Freiheit und Unabhängigkeit in sich birgt, als wenn man der Kurie unbedingten Gehorsam zu leisten hätte.

In den Kreisen der griechischen Priester, die mit der leider fast durchgängig vorhandnen Unbildung doch auch im allgemeinen Einfachheit und Harmlosigkeit des Charakters verbinden, findet sich außerdem eine tiefgewurzelte Antipathie gegen die Macht- und Prachtliebe des päpstlichen Stuhls und die Raffinirtheit seiner Diplomatie und Propaganda. Als ich kürzlich mit einem braven griechischen Priester von der Union unter des Papstes geistlichen Szepter sprach, rief er sofort mit wegwerfender Gebärde aus: *Οὐδέποτε, οὐδέποτε! Ἐκεῖνος θέλει νὰ εἶνε μεγάλος εἰς τὸν κόσμον, ἀλλὰ ὁ Κύριός μας Ἰησοῦς Χριστὸς εἶπεν; „Ὅστις θέλει νὰ ἦναι πρῶτος θέλει εἶσθαι πάντων ἔσχατος καὶ πάντων ὑπηρέτης.* (Niemals, niemals! Jener — der Papst — will groß sein in der Welt, aber unser Herr Jesus Christus hat gesagt: s. Mark. 9, 35.)

Was aber für die Stimmung der kirchlichen Kreise das Durchschlagende ist, eine Union mit Rom für unmöglich zu halten, das ist die Verschiedenheit des Dogmas. Rom wird seine Dogmen nicht ändern zu Gunsten der Union, aber ebensowenig die orthodoxe Kirche zu Gunsten Roms. Ist doch innerhalb der griechischen Kirche gar keine Instanz vorhanden, die irgendwie zu einer Aenderung des Dogmas berufen wäre, wie auf römischer Seite der Papst. Das Dogma der griechischen Kirche ist etwas Starres, Unbewegliches, an dem auch nur das Geringste zu ändern, zu erweitern ein Sakrileg wäre. Wer die Tradition in Kultus oder Dogma antastet, ist ein Häretiker. Geht doch die Starrheit des Festhaltens an der Tradition soweit, daß niemand daran denkt, den entsetzlichen, näselnden, die Worte unverständlich machenden byzantinischen Kirchengesang, der fast den ganzen Gottesdienst ausfüllt, abzuändern, obwohl er von allen Gebildeten mindestens als schrecklich empfunden wird. Warum ändert man nicht zum Bessern? Einfach darum, weil es einmal so hergebracht ist. Mit diesem toten, formalen Festhalten an dem Ueberlieferten hängt es ja auch zusammen, daß niemand es wagt, die so wünschenswerte Reform des als ein Stück religiöser Ueberlieferung angesehenen griechischen Kalenders vorzunehmen. — Was endlich das Volk, die große Menge der orthodoxen Laien betrifft, so ist von diesen eine Bewegung zu Gunsten der Union sicherlich in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Mit Augen der Hoffnung für die Zukunft schaut der Grieche nicht nach Rom, sondern nach der Stadt *κατ᾽ ἐξοχὴν*, Konstantinopel, in der Volkssprache einfach *πόλις* genannt. Daß von der Aja Sophia der Halbmond verschwinde und das Kreuz griechischen Christentums an seiner Stelle wieder erstehe, das nährt das griechische Volk als Hoffnung seit vier Jahrhunderten. Und wann hätte diese Hoffnung stärkere Nahrung erhalten, als in diesem Jahrhundert, wo der Abbröckelungsprozeß des türkischen Reiches begonnen hat und die griechische Begehrlichkeit nicht minder als die slawische immer größere Ansprüche erhoben hat? Religion und Patriotismus sind bei den Griechen wie bei den Russen auf das engste verknüpft. Gerade weil die Unterdrücker Nichtchristen sind, ist der religiöse Gegensatz zugleich der nationale. Die Religion ist unmerklich die Form des Patriotismus geworden. Um das zu erkennen, braucht man nur das Leben und Treiben der Griechen bei den kirchlichen Festen zu beobachten. Das Volksfestartige, das griechisch Nationale, Patriotische überwiegt fast das Religiöse. Auch der Gedanke des griechischen „Nationalgottes," des griechischen National-Christus liegt dem Volksglauben durchaus nicht fern. Behauptet doch das Volk mit ebenso großer Unwissenheit wie Bestimmtheit, daß Christus ein Grieche gewesen sei. *Ὁ Χριστός μας*, unser, d. h. speziell griechischer Christus ist eine den Fremden, Katholiken und Protestanten, gegenüber ganz gebräuchliche Rede. Als wir am letzten griechischen Osterfest eine griechische Kirche besuchten, wo eine gemalte Puppe von Pappe oder Holz in der Höhe schwebte, um den Gläubigen den Auferstandnen recht deutlich wenigstens vor die leiblichen Augen zu malen, hieß es aus der Volksmenge zu verschiednen malen: *θέλει νὰ ἰδῇ τὸν Χριστόν μας* (Er will unsern Christus sehen). — Die orthodoxe Religion, das orthodoxe Patriarchat in Konstantinopel ist es gewesen, das durch vier Jahrhunderte eben zugleich mit und durch das orthodoxe Christentum das Griechentum erhalten hat. Der Grieche hat sich daran gewöhnt, eins mit dem andern auf das engste zu verbinden. Der Patriarch ist gewissermaßen der griechische Unterherrscher über die unter türkischer Oberhoheit lebenden Rajas gewesen und ist es für die im ottomanischen Reiche lebenden Griechen noch. Darum ist Stärkung und Ausbreitung der orthodoxen Religion Stärkung und Ausbreitung des nationalen Griechentums, es ist ein Fortschritt auf der Bahn der Verwirklichung nationaler Hoffnungen. Oder würde die Union, würde die katholisirte griechische Kirche dem griechischen Volke in dieser Hinsicht dasselbe oder gar noch mehr leisten als der Orthodoxismus? Wäre das Letztere der Fall, dann läge wenigstens die Möglichkeit vor, daß das griechische Volk die Union wünschte. Aber jene Bedingung trifft nicht zu. Die römische Kirche ist ihrer Natur nach international. Die Kurie begünstigt nur nach augenblicklicher Utilität den Patriotismus eines Volkes, wie etwa jetzt der Franzosen. Auf der andern Seite hat sie oft genug gezeigt und zeigt sie noch, wie alles Nationale gegen ihre Machtinteressen zurücktreten muß. Das deutsche Volk erfährt es alle Tage schmerzlich durch den Ultramontanismus; die Polen haben es durch die letzte an sie gerichtete Encyklika erleben müssen; der italienische Volkskörper zuckt schmerzlich unter dem Drucke solcher kurialen Politik. Den Griechen ist sie nicht unbekannt, und darum wissen sie, daß sie für die Stärkung des Hellenismus nichts von Rom zu erwarten haben, eher das Gegenteil. Darum danken sie für das Danaergeschenk römisch-katholischer Protektion. Wie der Katholizismus internationalisirend wirkt, das tritt in der Praxis wohl kaum irgendwo deutlicher hervor, als in dem bunten Bevölkerungsgemisch Smyrnas. Die Deutschen, die Engländer, die Holländer, die Griechen bleiben national, was sie sind, so lange sie den Protestantismus bezw. den Orthodoxismus festhalten. Ist eine Familie auf eine der mancherlei traurigen Weisen katholisch gemacht, so ist damit auch die Nationalität so gut wie verloren. Die Betreffenden nennen sich selbst nicht mehr anders als Smyrnioten oder Levantiner. Ein Grieche, der zum Katholizismus übertritt, hört damit auf, griechisch-national gesinnt zu sein, oder er ists vorher schon nicht gewesen.

Wie man übrigens von unterrichtetem römisch-katholischen Standpunkte aus über die Union denkt, das zeigt ein Artikel im Märzheft der in Paris erscheinenden Revue des deux mondes. Der die Verhältnisse offenbar sehr gut kennende Verfasser, ein guter Katholik und Bewunderer Leos XIII., kommt zu dem Schluß:

> Le gros des troupes orthodoxes sont irréductible; ni la violence, ni les conciles, ni les missions ne les ont soumis, convaincus ou séduits.

Nicht günstiger urteilt der Verfasser über die Möglichkeit einer Union mit dem Protestantismus oder einer Konversion zu ihm. Die nicht gerade zahlreichen Uebertritte von Griechen zum Protestantismus beurteilt er nur als aus dem Wunsche hervorgegangen unter englische oder amerikanische Protektion zu kommen. Er mag vorläufig mit diesem Urteil wohl im Rechte sein. Das kleine Häuflein protestantischer Griechen — in Smyrna zu einer Gemeinde von hundertundzwanzig Seelen zusammengeschlossen — ist freilich voll freudiger Hoffnung, ihre Volksgenossen für das lautere Evangelium gewinnen zu können. Der Augenschein läßt diese Hoffnung als noch recht gewagt erscheinen. Aber von Herzen schließen wir uns dennoch ihr an und vertrauen, daß das Evangelium, das ja bei den Griechen nicht so vergraben ist wie bei den Römischen, dereinst den Sieg davontragen wird.

E-Sm

Lourdes

von Emile Zola

2. Zolas Roman

Seitdem man wußte, daß Zola über Lourdes schreiben werde, erging man sich in Vermutungen. Manche erhofften von dem berühmten Naturalisten eine effektvolle Schmähschrift gegen die Kirche; andrerseits war bekannt, wie sehr Zola nach den Palmen der Akademie trachtet: viele erwarteten darum von dem „bekehrten“ Akademiekandidaten die glänzende Schilderung eines Wunders, und schon vor Jahresfrist stellte ein Witzblatt den Schriftsteller dar, wie er, eine Kerze in der Hand, in feierlicher Prozession in die Halle der „Unsterblichen“ einzieht. Den ablehnenden Kritiken der zum Teil leidenschaftlich entrüsteten katholischen Presse nach zu urteilen, müßten die Hoffnungen jener erfüllt sein. In der That ist das Buch bald nach seinem Erscheinen auf den Index gesetzt worden, und ein Kardinal, Ricard, hat es unternommen, in einer Gegenschrift von fast dreihundert Seiten (La vraie Bernadette de Lourdes, lettres à M. Zola) die „evidenten Irrtümer“ des letzteren zu widerlegen. Aber trotzdem ist „Lourdes“ keine Schmähschrift — was auch liberaler gerichtete katholische Blätter, wie der Figaro, anerkennen. Es ist nicht die Schuld des Verfassers, wenn eine vorurteilslose Schilderung der Vorgänge in Lourdes oft von selbst zu einer Kritik wird.

Zola ist auch bei dem vorliegenden Buche seiner schriftstellerischen Methode völlig treu geblieben. Er hat eine Wallfahrt nach Lourdes mitgemacht, hat dabei Menschen und Dinge scharf beobachtet und erzählt uns nun, was er gesehen. So giebt er uns freilich weniger einen Roman, als ein in glühenden Farben und in durchaus realistischer Weise gemaltes Kulturbild. Daß es dabei „von Notizen regnet,“ daß uns die Aufzählung der verschiednen Gänge eines Mittagessens ebensowenig erspart wird wie der Anblick ekelerregender Geschwüre und des von vielen Kranken nach einander benutzten „heiligen“ Badewassers — das liegt in der Natur des naturalistischen Romans, über dessen ästhetische und sittliche Berechtigung wir hier, bei Besprechung eines einzelnen Werkes der Gattung, nicht zu streiten haben; nur sei, da es sich um ein französisches Buch handelt, darauf hingewiesen, daß in Frankreich, auch in der besten Gesellschaft, oft Dinge ganz offen und konkret besprochen werden, die in Deutschland der gute Ton zu verhüllen oder zu verschweigen gebietet. Jedenfalls gehört es zur Vollständigkeit des Kulturbildes, daß auch die demoralisirenden Einflüsse des „Gnadenwunders“ erwähnt werden, das mit den Wallfahrern und ihrem Gelde auch Luxus, Trägheit, Begehrlichkeit und Schlimmeres nach dem früher von der Welt und ihrem Treiben unberührten Gebirgsstädtchen gebracht hat. Zum Vorlesen im Familienkreise wird man darum das Buch ebensowenig empfehlen können, wie z. B. eine ausführliche Kulturgeschichte des alten Rom.

Um der Vollständigkeit des Kulturbildes willen müssen wir auch manche Wiederholungen, monotone Aufzählungen von Einzelheiten und breite Schilderungen mit in den Kauf nehmen; der Verfasser will uns eben überallhin führen, uns alles zeigen, wenn wir auch oft den Umweg zu lang finden und manchmal lieber nicht hinschauen möchten. Wer mehrere Romane Zolas, oder auch nur z. B. La Débâcle, gelesen hat, wird das Stereotype in seinen Ausdrücken und in der Verknüpfung der Situationen unangenehm empfinden. Das hindert jedoch nicht, daß die meisten Bilder, die er uns zeichnet, von packender Lebendigkeit sind; er bewahrheitet auch hier wieder das Urteil, das ein Literarhistoriker über ihn gefällt hat:

> Zola fördert den ganzen Unrat des Augiasstalles der menschlichen Gesellschaft zu Tage, — aber er thut es als ein Herkules.

Von den vierzehn Extrazügen, die am Tage der Landeswallfahrt die Pilger nach Lourdes befördern, hat Zola den „weißen“ Zug ausgewählt, den Zug der Schwerkranken. Mit seinen Insassen durchleben wir in den fünf Abschnitten des Romans die fünf Tage der Wallfahrt. Aber wie hat es der Verfasser verstanden, das Bild dieses Zuges unsrer Phantasie gleichsam einzugraben! Wir sehen ihn vor uns, wie er dahinjagt in der schwülen Gluthitze des Augustnachmittags, — ein „rollendes Lazarett,“ angefüllt mit allem Elend der hilflosen Menschheit; wir atmen die erstickende, verpestete Luft in dem engen Wagen dritter Klasse, dessen Fenster man wegen der Lungenkranken nicht zu öffnen wagt; wir müssen sie alle einzeln anschauen, die Jammergestalten der Kranken: den Gelähmten, dem die Füße schwer wiegen wie Blei, sodaß man sie fortwährend anders legen muß, — die Schwindsüchtige mit ihrem Bluthusten, — die Krebskranke mit ihrem Auswurf „schwarz wie Ruß,“ — das Mädchen mit dem vom Lupus zerfressenen Antlitz unter ihrem Schleier, — daneben die arme Frau, die all ihre Habe verkauft hat, um ihr von den Aerzten aufgegebnes Kind nach Lourdes bringen zu können, und die ihr Letztes hingab, um ihren Liebling in Weiß zu kleiden, — damit er so das Erbarmen der Jungfrau eher auf sich lenke: fürwahr, der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an in dieser Umgebung! Da, in Poitiers, kommt eine neue Gestalt hinzu: ein Mädchen, das im vorhergehenden Jahre geheilt worden ist und nun aufs neue an der Wallfahrt teilnimmt, um der Jungfrau zu danken und — um sich zu zeigen. Wie ändert sich da mit einem Schlage die Stimmung, mit welcher Andacht lauscht man der Erzählung des Kindes und beschaut den wunderbar geheilten Fuß — das Unterpfand der eignen Heilung! Bald weiß ein jedes von einem Wunder zu erzählen, man schwelgt förmlich in dem Gedanken an die Wundermacht der Jungfrau, die, allen Aerzten zum Trotz, die erstorbnen Glieder wieder belebt und an Stelle der zerstörten neue schenkt! Da schlagen alle Herzen wieder höher, da leuchten die Blicke, da erschallen mit neuer Inbrunst die Ave Maria, während der Zug in der unterdessen hereingebrochnen Nacht dahinjagt, — und in der Nacht ihres Daseins erstrahlt den Unglücklichen, im Flammenschein der Hunderte von Kerzen, die Stätte der Verheißung: die Grotte von Lourdes!

Zola ist Meister in der lebendigen Darstellung der Massen, die er bald, wie im Eisenbahnzug, in einzelne Gruppen auflöst, bald wieder, z. B. in der Szene an der Grotte, zur betenden und singenden Herde zusammenfaßt, deren Andacht sich unter den gleich Geißelhieben von der Kanzel herab über die Menge hingeschleuderten und von dieser mit immer wachsender Begeisterung wiederholten Stoßgebeten des Kapuziners zum ungestümen, Wunder fordernden Glaubensfanatismus steigert. Ein Bild sei besonders erwähnt, das nicht bloß packend und voll Leben, sondern zugleich von märchenhafter Schönheit ist: die nächtliche Kerzenprozession der 30000 Pilger:

> Es war, als hätte der Himmel weniger Sterne. Eine Milchstraße war von oben herabgefallen, die auf der Erde ihre zerstäubten Welten weiter rollte in den gleichen Sternbahnen. Ein blauer Schein umfloß alles; man sah nur noch Himmel; Bäume und Gebäude erschienen wie im Traume, in dem geheimnisvollen Glanze der Tausende von Kerzen . . .

Und der Roman? — und Zolas Urteil über die Wunder? — Beides hängt zusammen. Zwei Hauptpersonen treten aus der Masse der Pilger hervor: ein junger Priester und ein krankes Mädchen, zwei Jugendgefährten. Auf den Wunsch seiner Mutter ist der junge Mann Priester geworden, um so eher als die, der er in früher Jugend das Versprechen der Treue gegeben, sich durch einen Sturz vom Pferde ein, nach Ansicht der Aerzte, unheilbares Leiden zugezogen hat und sich nie verheiraten wird. Aber er kann nicht Priester sein mit dem Herzen, so streng er auch sein Gelübde hält; er zweifelt an dem Glauben seiner Kirche, insbesondre an den Wundern von Lourdes, und darum geht er selbst hin, um zu prüfen. — Das Verhältnis des Priesters zu dem Mädchen ist mit großer Zartheit geschildert, in manchen Szenen ein Gegenstück zur „Schuld des Abbé Mouret.“ — Die Kranke wird geheilt, aber der Zweifelnde kann des Wunders nicht froh werden; er sieht einen Abgrund zwischen sich und der Freundin, die nun wieder als eine Jungfrau wie andre vor ihm steht. Er ist tief unglücklich, und auf der Rückfahrt nach Paris, in der Nacht, übermannt ihn der Schmerz. Die neben ihm sitzende Geheilte ahnt, was in ihm vorgeht; sie ergreift seine Hand und flüstert ihm zu:

> Hören Sie, mein Freund — es besteht ein großes Geheimnis zwischen der heiligen Jungfrau und mir. Ich hatte ihr geschworen, es niemand zu sagen. Aber Sie sind zu unglücklich, — sie wird mir verzeihn, ich will es Ihnen anvertrauen: Während der Nacht, die ich an der Grotte zubrachte, habe ich der heiligen Jungfrau gelobt, ledig zu bleiben,

wenn sie mich heilen würde. Sie hat mich geheilt, und niemals, hören Sie, Pierre, niemals werde ich heiraten. — Wir wollen nichts mehr davon reden, — das wäre vielleicht Sünde. — Ich bin sehr müde.

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schlief ein, vertrauensvoll, wie eine Schwester. — Auch ihn übermannte der Schlaf; seine Augenlider fielen zu. — Sie schienen beide denselben Traum seligen Glücks zu träumen. — Und das war ihre Brautnacht. —

Und warum kann Pierre des Wunders nicht froh werden? — Ein junger Arzt neuer Schule hat ihm früher Mariens Krankheit als eine nervöse erklärt und ausgesprochen, daß diese durch eine ihr ganzes Wesen erschütternde Gemütsbewegung würde geheilt werden. So kann er in ihrer Heilung und den andern „konstatirten“ Wundern wohl etwas Großes, Außerordentliches anerkennen, aber nichts Uebernatürliches. Dazu kommt, was er sonst in Lourdes — mit steigender Entrüstung — gesehen und gehört: die Habsucht der die Grotte ausbeutenden Mönche, ihre Ungehörigkeiten gegen Bernadette und die frühern Pfarrer der Stadt, der materielle Sinn der Pilger, das ungeistliche Jahrmarktstreiben in dem Wallfahrtsorte. Es steht ihm fest: mögen auch Hunderttausende nach Lourdes pilgern, das Volk, die Geschichte hat der mittelalterlichen Kirche den Rücken gekehrt für immer, und Lourdes ist nun die letzte, heftige Reaktion des im Todeskampfe liegenden alten Glaubens. Das trennt ihn von Marie; ihr kann er entsagen, seine Sinne kann er besiegen, — seine Vernunft nicht.

Also gilts, im Namen der Vernunft den Aberglauben zu bekämpfen und die Menschheit von der Illusion des Himmels zu befreien! — Aber da sieht er diese Menschheit vor sich in den Pilgern, mit all ihrem Elend, seufzend nach Erlösung, schreiend nach Gerechtigkeit und Glück, ein Paradies fordernd über dieser Welt des Jammers. Kann er den Unglücklichen ihren Himmel rauben, sie zurückstoßen in die Nacht ihres Daseins? — Nein, die Menschheit braucht eine Religion. Aber nicht die Religion der Bernadette, die, von der irdischen Welt sich abwendend, nur im Jenseits ihren Lebenszweck findet, kann ihr helfen. Sie braucht eine neue Religion, die, „näher dem Leben, der Erde einen breiten Raum läßt und sich mit der Wissenschaft verträgt,“ vor allem eine Religion, die nicht den Tod suchen heißt, nicht die Thatkraft lähmt. Aber womit den Zweifel der Gegenwart befruchten, daß er einen neuen Glauben gebäre? — — — —

„Lourdes“ klingt aus in die Frage nach einer neuen Religion. Zola steht mit dieser Frage nicht allein; viele ernste Männer Frankreichs haben sie, in Wort und Schrift, in jüngster Zeit ausgesprochen. Schwere Erfahrungen in der letzten Zeit haben sie darüber belehrt, wohin die bloße, religionslose Volksaufklärung führt, — und unter das römische Joch vermögen sie sich nicht mehr zu beugen. Wir möchten sie fragen: warum sucht ihr noch nach der „neuen Religion, einig mit der Wissenschaft, näher dem Leben, eine Quelle der Thatkraft“? Ist sie nicht längst da im Protestantismus? — Zola selbst hat sich früher (1881) einmal über den Protestantismus ausgesprochen:

Welches Elend, welche Gesellschaft von Pedanten und Hypochondern, wenn der Protestantismus triumphirt! — Für sie [die Protestanten] ist das Leben nur noch ein dunkler, verzweifelter Kampf gegen die Sünde, anstatt der Ausdruck aller Kräfte, das Erblühen der Schöpfung zu sein. Man stirbt in dieser Luft fortwährender Buße.

So unrichtig dies Urteil an sich ist, so entspricht es doch einerseits durchaus der Meinung, die der französische Durchschnittskatholik über den Protestantismus hat, andrerseits der Scheu dieser Propheten der „neuen Religion,“ sie auf das von Gott ergriffene Gewissen zu gründen. Die Frage nach der neuen Religion ist nicht mehr — das muß man zugeben — die spöttische Pilatusfrage Was ist Wahrheit: aber sie ist noch nicht die Frage, die allein zum Heile führt, die Gewissensfrage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Kruspe

Verschiedenes

(Noch einmal die Volksrundschau) Zur Klärung des Urteils über den Sinn, in dem die Volksrundschau geleitet werden soll, sei eine Veröffentlichung mitgeteilt, die der Hauptredakteur der Volksrundschau, Heinrich Sohnrey, der Herausgeber der Zeitschrift: Das Land, in dieser Zeitschrift erläßt. Er führt darin aus, daß er seit längerer Zeit die Herausgabe einer deutschen Dorfzeitung geplant habe zur Pflege des ländlichen Volkstums, um die jüdische Hauptstadtpresse zu verdrängen. Er habe dabei auf die Mitwirkung der christlich-sozialen und christlich-konservativen Kreise gerechnet, dort aber keine Unterstützung gefunden. Da habe sich der Herausgeber der Täglichen Rundschau an ihn gewendet mit der Forderung, die Leitung einer in diesem Sinne wirkenden Zeitung zu übernehmen. Selbstverständlich habe er zugesagt. Es heißt dann weiter wörtlich: „Inzwischen ist in allen Parteilagern ein gewaltiges Geschrei um diese neue Gründung entstanden; auch die konservativen Zeitungen erhoben sich gegen die Volksrundschau, indem sie besonders darauf verwiesen, daß der Herausgeber der Volksrundschau, Dr. Lange, ein Antisemit sei. Zum Beweise wies man auf sein Buch Reines Deutschtum. Da ich nun zum Hauptredakteur der Volksrundschau bestellt bin, so hat man, wie ich höre, vielfach angenommen, daß ich Dr. Langes Auffassung über das Christentum teile. Ich glaubte, daß man mich aus meiner bisherigen litterarischen Thätigkeit, durch meine verschiednen Schriften, die jedermann offen stehen, genügend kennen würde; ich will aber doch noch ausdrücklich erklären, daß ich mein christliches Bekenntnis nicht verkauft habe, sondern daß ich bei all meiner Begeisterung für deutsches Volkstum auch fest im Christentum stehe und treu in ihm zu beharren gedenke. Ich halte dafür, daß wir unserm Volke die erhabne, herrliche Heilandsgestalt durch keine andre Persönlichkeit ersetzen können, und werde fortfahren, in dieser Ueberzeugung zum Heile unsers Volkes zu wirken, soviel mir nach meinen schwachen Kräften möglich ist. Es braucht darnach wohl nicht mehr gesagt zu werden, daß ich etwaige Konsequenzen, die sich aus Dr. Friedrich Langes Stellung zum Christentum ergeben könnten, nicht zu vertreten vermöchte. Er hat das aber auch gar nicht von mir verlangt und wird es, wie ich nach seiner mir gegebnen Versicherung glaube annehmen zu können, auch nicht von mir verlangen.“

Das „Land,“ das Heinrich Sohnrey vor zwei Jahren ins Leben gerufen hat, ist bereits in der Christlichen Welt empfohlen worden.*) In diesem Blatte hat Sohnrey es bewährt, was er in der Erklärung von sich sagt, daß er für die Erneuerung unsers Volkslebens die Kräfte zu schätzen weiß, die unser christlicher Glaube in sich birgt. Wir dürfen darum hoffen, wir thun etwas Gutes, wenn wir die Volksrundschau in den Kreisen des Mittelstandes und des kleinen Mannes heimisch zu machen und auf diese Weise zugleich der jüdischen Presse ein Gegengewicht zu schaffen suchen. Noch lieber würden wir ja freilich eine Zeitung unterstützen, die unsern sozial durchtränkten und wissenschaftlich geläuterten evangelischen Glauben in den Mittelpunkt stellt. Aber eine solche haben wir leider noch nicht. Hoffentlich bringt sie uns noch einmal ein günstiger Wind. Kötschke

(Das Land über den Evangelisch-sozialen Kongreß) Die Zeitschrift Das Land bringt in ihrer neuesten Nr. 23 einen Artikel über „den fünften Evangelisch-sozialen Kongreß und die Landarbeiterfrage“ — von „hochgeschätzter,“ also doch wohl sachverständiger Seite. Der Verfasser verzichtet keineswegs auf Kritik insbesondre dem Göhreschen Vortrag gegenüber; aber wie er diesen gleichwohl würdigt, wie er ihm und den „scheinbar noch radikaleren“ Ausführungen Webers zustimmt, wie er den ganzen Geist des fünften Kongresses begreift und nebenher auch die Thatsache bestätigt, daß „die beiden das kirchliche Gebiet berührenden Referate — trotz der theologischen Gegnerschaft von Cremer und Harnack — am wenigsten umstritten worden sind“: das alles bitte ich am Orte selbst nachzulesen. Solch ein Wort thut wohl gegenüber den unsagbar oberflächlichen Urteilen, die dem Kongreß sowohl von kirchlicher wie von politischer Voreingenommenheit gewidmet worden sind, und es beweist, daß das Protokoll, wo es unbefangne Leser findet, seine Wirkung thut. — In derselben Nummer sagt der Herausgeber Heinrich Sohnrey beiläufig einige Worte über Deutschtum und Christentum, die das vollkommen bestätigen, was in vorstehender Zuschrift über den künftigen Redakteur der Volksrundschau gesagt ist: man darf diesem darnach ein besseres Verständnis christlicher Art zutrauen, als die allermeisten Volkszeitungen leider haben. R

(Zur Verteidigung des Paulus) bringt die Reformirte Kirchenzeitung in ihrer Nr. 36 einen Artikel, der gegen einige Sätze unsers Blattes in Nr. 32 sich richtet. Warum hat der Verfasser ihn nicht an uns geschickt? Wir hätten ihn gern abgedruckt und uns gern damit auseinandergesetzt. Aber auf einen Artikel, den unsre Leser nicht kennen, zu antworten ist in diesem Falle wie in den meisten umständlich und unerfreulich. Wir müssen es unserm angegriffnen Herrn Mitarbeiter überlassen, ob er versuchen will, in der Reformirten Kirchenzeitung zu Worte zu kommen.

Der Verfasser sagt viel Gutes in seinen positiven Ausführungen. Aber daß es seine Gabe nicht ist, andre richtig zu nehmen, dafür zum Beleg nur einen Satz: „Dürfte man auf ein bißchen guten Willen in der Wissenschaft rechnen, so ließe sich die Paulinische Lehre recht wohl zurückführen auf Matth. 20, 28 oder 1. Pet. 1, 18 f.“ Also auch nicht ein bißchen guten Willen hat die Wissenschaft! Sehr hübsch ist, daß man in dem voraufgehenden Artikel von dem Herausgeber etwas liest, was ohne ein wenig guten Willen bei den Männern der Wissenschaft doch wohl nicht möglich wäre: „Charakteristisch für die Macht, mit der die biblische Betrachtung trotz aller Verdunkelungen sich durchsetzt, ist immerhin die Thatsache, daß ein Jünger der modernen Theologie den eschatologischen Zug in der Reichspredigt Jesu mit allem Nachdruck heraushebt.“ Warum darf es doch nicht für den Ernst und die Wahrhaftigkeit der modernen Wissenschaft charakteristisch sein? R

*) Vergl. Nr. 9 dieses Jahrgangs.

Quittung

Für das Krankenhaus in Trier: 7 Mk. von evangelischen Arbeitern am Dortmund-Emskanal.

Für das Diakonissenhaus in Freiburg i. B.: 7 Mk. von denselben; 5 von G in B.

Herzlichen Dank und Bitte um weitere Beiträge! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Festprogramm

für den 12. deutsch-evangelischen Kirchengesangvereinstag in Hannover

am 25. und 26. September 1894

Dienstag, den 25. September: 1. nachmittags 3 Uhr: Sitzung des Zentral-Ausschusses und der Vertreter der deutschen Landes- und Provinzialvereine im großen Saale des Evangel. Vereinshauses Prinzenstraße 12; 2. abends 6 Uhr: Liturgischer Vespergottesdienst in der Gartenkirche (Marienstraße). Liturg: Pastor Warnecke, Hannover. Chorgesänge: der Königl. Domchor (32 Knaben und 16 Herren) unter Leitung des Königl. Musikdirektors A. Bünte; 3. abends 8 Uhr: Begrüßungs-Versammlung im Konzerthause an der Goethebrücke.

Mittwoch, den 26. September: 4. morgens 8 Uhr: Hauptversammlung im Konzerthause. Begrüßung. Mitteilungen des Vorsitzenden. Referat von Professor Dr. Rietschel, Leipzig über: „Die Aufgabe der Orgel im evangelischen Gottesdienste"; 5. mittags 1 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl im Konzerthause. Gedeck 2 Mark; 6. nachmittags 3 Uhr: Fahrt mit der elektrischen Bahn nach Herrenhausen; 7. abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Marktkirche. Predigt: Senior Dr. Hilmer, Hannover. Chorgesänge: die vereinigten Kirchenchöre der Markt-, Aegidien-, Kreuz-, Dreifaltigkeits- und Gartenkirche in Hannover und der Zionskirche in Linden (etwa 300 Stimmen). Liturg: Pastor Wachtel, Hannover; 8. abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Konzerthause. Ansprachen. Gesangsvorträge der verschiedenen Kirchenchöre.

Bestellungen auf Festkarten à 1 Mk., die zu Nr. 1—4, 6—8 Zutritt geben, nimmt Buchhändler Feesche in Hannover, Georgsplatz 13, entgegen. Derselbe erbittet auch möglichst frühzeitig Bestellungen auf Quartiere zu den mit den Gasthöfen vereinbarten ermäßigten Preisen.

Der Vorstand im Zentralausschusse:
Hallwachs Köstlin Becker

Würde sich wohl unter den vielen mit irdischen Gütern reichgesegneten Lesern des Blattes ein Christenherz finden, welches einer rechtschaffenen schwergeprüften Lehrerin zur Erhaltung ihrer Existenz 600 Mark auf drei Jahre leiht? Pünktlichste Zinsen- und Rückzahlung zugesichert. Offerten an die Expedition dieses Blattes.

Cand. theol. sucht b. bescheid. Anspr. Stelle als Hauslehrer od. z. Hilfe e. ältern Geistlichen. Offert. an die Exped. d. Bl. unter **A M 77** erbeten.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. Zimmer, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

„Der Reichsbote"

empfiehlt sich beim Quartalswechsel zum Abonnement

„Der Reichsbote" ist die am meisten verbreitete konservative Zeitung des Deutschen Reiches.

„Der Reichsbote" kämpft für die Erhaltung der **christlichen Weltanschauung** als der sittlichen Grundlage unsrer Kultur, für die **Macht und Größe des Reiches,** sowie für **Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen Mittelstandes** durch Förderung der produktiven **nationalen Arbeit.** — Inhalt: **Leitartikel, politische Tagesübersicht, Original-Korrespondenzen, tägliches Feuilleton** und **unterhaltendes Sonntagsblatt** mit ausgewählten Original-Novellen, wissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w., **Landwirtschaftlicher Ratgeber;** ferner **Provinzial- und Berliner Lokal-Nachrichten, Börsen-Kurse, Produkten- wie Marktberichte, Verlosungsliste.** — Der „Reichsbote" kostet vierteljährlich nur 3 Mark 50 Pfge. Man abonnirt bei allen Postanstalten.

Die Expedition des „Reichsboten"
Berlin SW. 46, Dessauerstr. 37.

Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hält seine Jahresversammlung am 18. und 19. September in Kassel ab. Die wichtigsten Verhandlungen betreffen folgende Gegenstände: „Verbot des Branntweinhandels von Sonnabend Nachmittag bis Montag früh." (Berichterstatter: Justizrat Hennecke aus Soest.) „Gesetzliche Bestimmung eines Höchstgehaltes an Alkohol und Fuselöl im Branntwein. (Dr. K. Möller aus Brackwede.) „Die Frauen und die Mäßigkeitssache." (Fräulein Auguste Förster in Kassel.) Außerdem wird Dr. Brendel aus München über die bayrischen Mäßigkeitsbestrebungen und Dr. Osius aus Kassel über diejenigen in Stadt und Bezirk Kassel sprechen. Bemerkenswert ist noch, daß der Verein in Zukunft auch wenig bemittelten Freunden der Sache seine Thore erschließen will, indem er „Anhänger" schon mit 50 Pfg. Jahresbeitrag aufnimmt und für diese eine eigne Vierteljahrsschrift herausgiebt, doch muß hierüber erst noch die Generalversammlung beschließen.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Biete an

Zu den beigesetzten **sehr mäßigen Preisen,** alles **komplet** und **gut erhalten:**

Bibliothek der Kirchenväter. 80 Tle. **Geb.** (214 Mk.) für Mk. **120**
Langes Bibelwerk. Altes und Neues Testament. 1866/93. In 16 **Hfzbdn.** (177,20 Mk.) . . . . für Mk. **125**
Böhringer, F., Die Kirche Christi und ihre Zeugen. 8 Tle. 1842/56. (94 Mk.) . . . . für Mk. **25**
Leben u. **Schriften** d. Väter u. Begründer der **reform.** Kirche, v. Baum, Hagenbach u. s. w. 10 Tle. 1857/62. **Geb.** (69 Mk.) . . . . für Mk. **22**
Philippi, F. A., Glaubenslehre. 9 Tle. m. Reg. 1870/90. **Hfzbde.** (64,80 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Piper, F., Zeugen der Wahrheit. 4 Bde. 1874/75. **Lwdbde.** Vergriffen. . . . . für Mk. **18**
Gieseler, J. C. L., Kirchengeschichte. 11 Tle. 1844/57. **Hfz.** (76,50 Mk.) . . . . für Mk. **40**
Baader, F. v., Sämtliche Werke. 16 Bde. 1851/60. **Lwdbde.** (102 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Koch, E. E., Geschichte d. Kirchenlieds. 3. Aufl. 8 Bde. 1866/76 **Lwdbde.** Vergriffen. . . . . für Mk. **30**
Trede, Th., Das Heidentum in der römischen Kirche. 4 Tle. 1889/91. **Geb.** (24 Mk.) . . . . für Mk. **18**
Seidlitz, Historisches Porträtwerk (1. Zeitalter d. Humanismus u. d. Reformation. — 2. Der 30jähr. Krieg bis 1657). Neue Ausg. Mit 165 Portr. Fol. München. (60 Mk.) . . für Mk. **36**
Gruppe, Leben u. Werke deutscher Dichter der drei letzten Jahrhunderte. 5 Bde. Mit 26 Portr. i. Stahlstich. 1864/70. **Hlwdbde.** Hübsches Exemplar. (61,90 Mk.) . . . . . . für Mk. **15**
Richard Wagners gesam. Schriften. 2. Aufl. 10 Bde. **Eleg. geb.** (22 Mk.) . . . . für Mk. **17**
Meyers Konversat.-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885/91. **Hfzbde.** (190 Mk.) . . . . für Mk. **100**
Brockhaus, Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Bd. I—X. 1891/94. **Orig. Hfz.** Wie neu. (100 Mk.) . . . . . . für Mk. **75**
Zöcklers Handbuch der theol. Wissenschaften. 3. Aufl. **Hfzbde.** (58,80 Mk.) . . . . für Mk. **25**
Spruners Handatlas. 3. Aufl. v. Th. Menke. Fol. 1880. **Orig. Hfz.** (93,60 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Sanders, D., Wörterbuch der deutschen Sprache. 2 Tle. 3 Bde. 4°. 1860/65. **Hfz.** (81 Mk.) . . . . für Mk. **55**
Denkmäler des klassisch. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. Mit zahlr. Abbild. 1889. **Eleg. Orig. Hfz.** Sehr schönes Exemplar. (84 Mk.) . . . . für Mk. **48**
Du Cange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Ed. nova. Op. et stud. monach. O. S. Benedicti. 6 voll. Fol. Paris, 1733/36. **Ldrbde.** . . . für Mk. **50**
Gotofred, L., Archontologia cosmica. Ed. II. Mit vielen Merianschen Bildern. Francof. a. M., Merian, 1649. **Alter Ldrbd.** Schönes Exemplar . . . . für Mk. **30**
Bacon, works. 2 vol. W. portr. London, 1843. **Eleg. rote Hlwdbde.** Schönes Exemplar. (42 Mk.) . . . für Mk. **20**
Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. 1891. **Origbd.** Wie neu. (16 Mk.) . . . . für Mk. **6.50**

☞ Lieferung, Ankauf und Tausch theologischer Bücher und Zeitschriften zu den vorteilhaftesten Bedingungen für die geehrten Auftraggeber.

—• Lagerkataloge gratis •—

Buchhandlung **Alfred Lorentz,** Kurprinzstr. 10.
Leipzig